



Inhalt: Ein Land des Friedens, von Julius Rodenberg (mit Illustration). — Das Unglück, eine Millionärin zu sein, Erzählung. — Der Paradiesvogel, von J. Loewenberg. — Eine Geschichte ohne Geschichte. — Wann soll man Schneiberrechnungen bezahlen? — In Stiefeln und Schuh'n durch ein halbes Jahrtausend, von George Hill (mit Illustration). — Eine romantische Landstrafe. Aus dem Tagebuche eines amerikanischen Legionärs (mit Illustration). — Der Alte vom Teiche, von Schmidt-Weisenfels. — Von Schiffen, die untergegangen. — Zwischen Zeit und Ewigkeit. — Ueber Sinneswahrnehmungen. — Albumblatt. — Die Mode, von Veronika von G. — Modenbild nebst Beschreibung. — Homonyme. — Räthselprung-Aufgabe. — Auflösungen der Charade und Schach-Aufgabe Seite 344. — Correspondenz. — Preisaus schreiben.

Ein Land des Friedens.

Gibt es ein Land, in welchem der Frieden und das Behagen der Einwohner in den früheren Jahrhunderten selten, in den neueren so gut wie niemals durch blutige Kriege, durch starke Revolutionen, durch Umwälzungen politischer und gesellschaftlicher Natur erschüttert worden sind — ein Land, in welchem Ordnung und Ruhe so fest gegründet, Wohlstand und Zufriedenheit so allgemein zu sein scheinen, daß man es für ein Stück der besten Welt halten könnte, welche die Philosophen des 18. Jahrhunderts gesucht haben, wie diejenigen des Mittelalters den Stein der Weisen?...

Ja, sagt der Historiker, es gibt ein solches Land. Es liegt an der See, welche hier flache, sandige Ufer bespült. Seine Wiesen, auf welchen stattliche Rinderheerden weiden, sind von breiten Canälen durchschnitten, auf welchen bequeme Barken ruhig dahingleiten. Das Land und das Wasser begegnen sich fortwährend, mit Energie zwar, doch ohne Leidenschaftlichkeit, und die Menschen, welche hier wohnen, sind genöthigt, wenn nicht in, so doch auf beiden Elementen leben zu können. Ihre Dörfer stehen, wie ihre Wiesen, halb am und halb im Wasser, und wie man in England sagt: „Mein Haus ist mein Schloß“, so sagt man hier: „Mein Haus ist meine Insel“. Landstraßen sind in neuerer und in allerneuerer Zeit auch Eisenbahnen eingeführt worden; aber die eigentliche Chaussee ist der Kanal und das althergebrachte Beförderungsmittel das mit Pferden gezogene Schiff. Ebenso ist es in den Städten dieses Landes: es gibt in denselben ohne Zweifel sowohl Straßen als Plätze, aber die eigentliche Verbindung ist zu Wasser und über Brücken. Kleine und große Schiffe fahren hier von Haus zu Haus, unter die Häuser und durch die Häuser; hohe Mastbäume gehen hier beständig an den Fenstern der zweiten und dritten Etagen vorbei, wie Kirchtürme in Bewegung. Vor den Thorbögen und Einfahrten der Kaufmannshäuser liegen, mitten in den Straßen, die Indiefahrer, vollgepackt mit den kostbaren Schätzen ferner Zonen, und des Kaufherrn würdige Gemahlin und blühende Töchter sehen vom Erker herab und vielleicht mit dem Strickstrumpfe zu, wie man die Tonnen und Ballen, welche noch den Geruch der Tropen und der Meere ansathmen, aus dem Riese des Seeschiffes in die Gewölbe rollt, oder, an ihren Köpfen vorbei, in die Speicher windet. Oder eine Brücke hebt sich, Menschen und Wagen vor sich hertreibend, und durch das offene Wasserthor zieht ein Vollschiff daher, die von Salzwasser gebräunte Brust hoch emporreckend gegen den niedrigen Straßendamm, an welchem Bäume rauschen und Kinder spielen. Kurz, das Wasser ist hier überall; im Innern des Landes das süße Wasser, welches den Krüften einen solchen Glanz und solche Fülle des Grüns verleiht; an den Küsten die See, welches den Regen und Reichthum entfernter Welttheile an dieses glückliche Land trägt, dessen Name Holland ist!

Das Wasser, welches ihm die materiellen Güter des Nationalwohlstandes zuführt und frisch erhält, ist auch von jeher der Wall seiner Freiheit gewesen. Wie der Holländer immerdar gegen den Anbruch der Wellen, welche sein Land bedrohten, mannhafte gekämpft, so hat er auch niemals den Nacken unter das Joch fremder Eroberer oder Tyrannen gebeugt. Als Alba die Fahne des blinden Fanatismus entrollte über den blühenden Provinzen, da riß Holland sich los und wurde eine Republik, ein Freistaat von Bürgern, die Wiege der modernen Ideen. Als Ludwig XIV., mit dem ehrgeizigen Plane einer Universalmonarchie beschäftigt, seine Heere zu Brand, Raub und Blünderung entsandte, da gebot dieser einzige Staat ihnen Stillstand. Ein Fürst von hohem Gerechtigkeitsfönn und unbestechlicher Tugend war aus dem Schooße dieses Gemeinwesens hervorgegangen, Wilhelm III., aus dem Hause Oranien, um den Thron von

England zu besteigen und eine Allianz des thatkräftigen Nordens zu bilden, an welcher die verderblichen Pläne des herrschsüchtigen Südens scheiterten. Ein Krieg entzündete sich, der immer weitere Dimensionen annahm, immer mehr Völker in seinen gewaltigen Strudel hineinriß, immer mehr Länder verheerte und Städte verwüstete, und erst nach mehr als dreißigjährigem Ringen war es der Siegesglanz zweier Helden, des Prinzen Eugen und Herzogs von Marlborough, der die Glorie der französischen Namen erblissen ließ. Immer aber, in dieser langen Zeit, während ringsum die Reiche in hellem Kriegsbrande loderten, hatten die Feinde Halt gemacht an den Grenzen von Holland — Dank dem Elemente, das in guten Zeiten nährend und in bösen Zeiten wehrend es umgibt: dem Wasser! Wenn die feindlichen Schaa ren sich nahten, so öffnete man die Schleusen, und brausend und brandend vereinigte sich das Meer und die Kanäle und ganz Holland stand unter Wasser! Wenn der Feind abgezogen und das Wasser abgesehen war, tauchten die Wiesen, üppiger als je, wieder empor und Wohlstand erblühte ringsum, während jenseits der Grenzen die Kriegeswut die Fackel schwang. So war es im 16. und 17., so war es in allen Jahrhunderten. Die blutigen Schlachtennamen von Dudenarde, Malplaquet und Ramillies kennzeichnen die belgischen Ebenen, aber an Holland knüpfen sich nur die Erinnerungen der großen Friedensschlüsse von Nymwegen, Ryswick und Utrecht. Keiner von den zahllosen Kämpfen der französischen Revolutions- und Kaiserheere berührte dieses Land; ohne irgend eine fühlbare Erschütterung, während die Leichenhaufen von Waterloo noch gethürmt lagen

zeigt eines von den alten, prächtigen Schlössern, welche das Innere des Landes schmücken; welche von Blumen umbüftet, von herrlichen Bäumen umrauscht und von einem tiefen, stillen Wasser begrenzt, die wahren Ideale ländlicher Zurückgezogenheit sind; in welchen man, besser als irgendwo, die hohen Reize eines bescheidenen Lebens genießen kann und welche darum, wie die Geschichte sagt, Wilhelm III. immer in sehnsüchtiger Erinnerung trug, auch selbst nachdem ihn schon lange die königliche Pracht der Schlösser von Kensington und Hampton Court umfangen hielt.

[1703] J. R.

Das Unglück, eine Millionärin zu sein.
Erzählung in sieben Kapiteln.

Erstes Kapitel.

„Wo soll sie ihre Ferientage zubringen? Das ist auch noch eine Frage!“ sagte Onkel Karl.
„Abwechslend bei einem von uns,“ antwortete Onkel Wilhelm.
„Nein, nein; das würde die Kleine zu sehr zerstreuen,“ meinte Onkel David.
„Das beste wär's, wenn Ihr sie mir ganz überließet, Brüder,“ sagte Onkel Heinrich; „meine Häuslichkeit ist für ein junges Mädchen immer noch geeigneter, als eine der Euren, denn ich bin doch noch kein ganz ausgemachter Hagestolz. Wer weiß ob ich nicht noch einmal heirathe, und schließlich könnt Ihr sie ja so oft bei mir besuchen, als es Euch gefällt.“

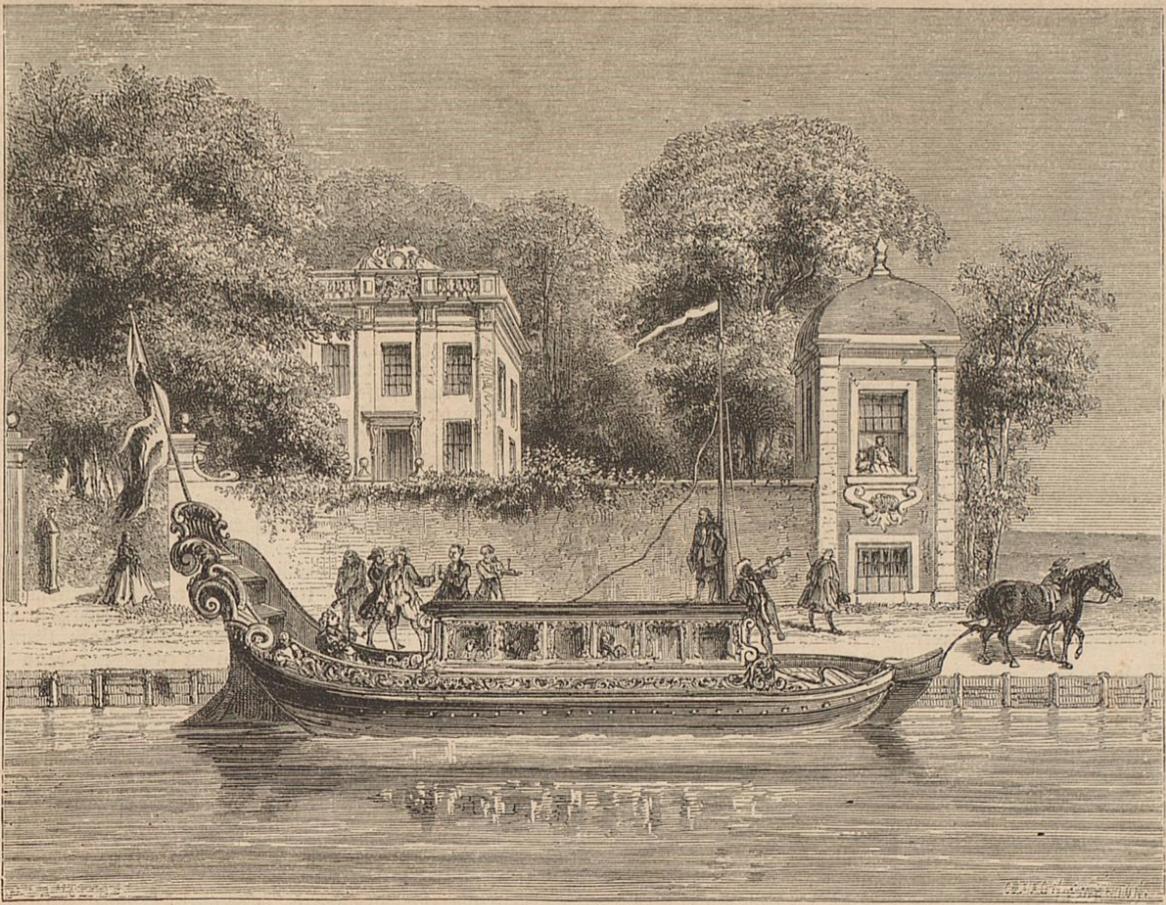
Meine Verwandten, so schien es mir, standen eben im Begriff, diesem Vorschlage ihre Zustimmung zu geben, als einer der Buchführer den Kopf zur Thür hereinsteckte und meldete: „Graf Buchenfels wünscht Sie zu sprechen, Herr Dollinger.“

Alle vier Brüder sahen erstaunt in die Höhe. Sie waren kahlföpfige, unterfeste, ältliche Herren, mit schweren Uhrketten und starkem Embonpoint, und hatten sich soeben in Onkel Heinrichs besonderem Bureau zu einer Verathung über meine weitere Erziehung ernsthaft niedergelassen, während ich, ein kleines schlankes Mädchen von 13 Jahren, in der Ecke eines ungeheuren Armessessels kauerte. Mir war ängstlich und weinerlich zu Muthe, denn Tante Flora war eben gestorben, und wenn ich auch keine ganz so zärtliche Behandlung von ihr erfahren, als sie Kerres, ihrem großen perfischen Kater, hatte zu Theil werden lassen, so war sie doch seit lange meine einzige Freundin gewesen.

Graf Buchenfels trat näher; ein vornehmer alter Herr mit schneeweißem Haar, schönem, sehr blassem Gesicht, mit wohlwollendem Lächeln auf den Lippen. Wenn er lächelte, erinnerte er mich an Papa, und darum hatte ich ihn lieb. Erstaunt sah ich, wie tief und ehersüchtvoll die vier Brüder, besonders aber Onkel Heinrich, sich vor ihm verneigten.

Onkel Heinrich machte solch einen allergehorfamsten Diener, daß ich fürchtete, er werde sich nie mehr emporrichten können; ich wußte ja doch, er sei ein ungeheuer reicher Mann, — so reich als Graf Buchenfels arm war. Als man die ersten höflichen Begrüßungen ausgetauscht hatte, rief mich der Eingetretene zu sich heran, nahm meine Hände liebevoll in die seinen und fragte mich, ob ich wisse, wer er sei. „Ja, ich weiß, Du bist Großpapa,“ erwiderte ich. Er küßte mich, und schien über diese Anerkennung höchst erfreut.

Die Herren redeten sehr angelegentlich, aber auch sehr lange miteinander, und obwohl mir der Sinn ihres Gespräches verständlich war, ermüdete es mich doch und ich suchte ein wiederholtes Gähnen zu verbergen. Onkel Wilhelm bemerkte es und sagte



Ein Land des Friedens.

und der Pacht Hof von Houquemont noch in Trümmern stand, vertauschte Holland seine ehemalige republikanische mit einer monarchischen Verfassung, und ebenso blieb es verpönt von den Revolutionsstürmen, als im Jahre 1830 Belgien die Verbindung löste, welche eine traditionell-historische, aber keine natürliche Grundlage mehr hatte. Seitdem hat Holland nicht aufgehört, unter einem freisinnigen und kunstliebenden Herrscherhause sich immer glücklicher, immer reicher zu entfalten und unberührt von allem, was die übrige Welt in Ost und West bewegte, ein Sitz des Friedens, des Bürgerglückes, des Kunstfleißes und stiller, aber ruhiger Forschung auf den verschiedensten Gebieten des Wissens zu sein.

Das Bild, welches uns zu diesen Betrachtungen veranlaßte,

gütig: „Du bist müde, Luise. Bitte, Herr Lange, Sie könnten wol mit dem Fräulein einen Spaziergang machen; lassen Sie ihr an den Schaufenstern Zeit und denken Sie auch an einigens Raschwerk für die junge Dame.“

Herr Lange war eine mattblonde, langbeinige Erscheinung, dessen unsicheres und devotes Benehmen ihn in ewige Entschuldigungen verwickelte; zuerst entschuldigte er sich gegen mich, daß er die Handschuhe in der Tasche seines Ueberziehers habe stecken lassen, dann entschuldigte er sich, als er bemerkte, er sei mit der Feder hinter dem Ohr auf die Straße gegangen. In einer Conditorei lies er mir zwei Kaisers und ein Erdbeereis reichen, und fragte mich dann, welche Art von Käden ich am liebsten sehen würde. Ich erwiderte, am liebsten würde ich nach einem ruhigen Stadtheile gehen, wo man weniger heftiges Wagengeräusch zu erdulden habe; darauf führte er mich auf einen wunderschönen, neben einer Kirche gelegenen und von köstlichen Blumen umgebenen Platz. Mein Begleiter verhielt sich sehr schweigend; ich fürchtete, es sei ihm unangenehm mit mir ausgehen zu müssen und ich fragte ihn deshalb endlich, warum er nicht spreche.

„Es schickt sich nicht für mich, gnädiges Fräulein,“ erwiderte er demüthig, „mit einer jungen Dame von Ihrem Stande eine Unterhaltung beginnen zu wollen. Ich bin nur ein Buchhalter,“ fügte er mit, wie mir schien, affectirter Bescheidenheit hinzu, „während Sie die Enkelin eines Reichsgrafen und Erbin von 200,000 Thalern sind.“

„Zweimalhunderttausend Thaler! Sind Sie dessen gewiß?“ „Ganz gewiß, ich hatte neulich selbst Gelegenheit, einen Blick in das Testament zu thun.“

„Und von wem bekomme ich denn all dies Geld?“ „Von Ihrer Tante, Fräulein Flora Dollinger.“ Herr Lange überwand allmählig seine Schüchternheit; er erzählte mir nun, welsch eine verständige Dame meine Tante gewesen sei, und daß sie ihr Lebenlang sich mit dem Ankauf von Häusern beschäftigt habe.

„Da Sie ein Kind waren, Fräulein, konnten Sie eben nur ihre Ragenpassion wahrnehmen; allein diese Liebhaberei diente ihr nur als Erholung. Miethscontracte, gerichtliche Urkunden und Häuser speculationen, das waren ihre eigentlichen Lebensinteressen und damit hat sie ihr ursprüngliches Kapital verdoppelt.“

Mein Begleiter wurde immer mittheilender; endlich kam er auch auf meinen Vater zu sprechen, dessen Lobes er voll war; ich hörte ihm jetzt mit leuchtenden Augen zu.

„Viermal,“ sagte er, „habe ich die Ehre gehabt, den Herrn Corvetten-Kapitän zu sehen! Was war er ein schöner, vornehmer, ritterlicher Herr! Freigebig, wie die meisten seines Standes und ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle. Ja, und als ich erfuhr, er sei an der Küste der Insel N. ertrunken, nahm ich die von ihm unterzeichneten Wechsel hervor und sah sie durch — sah mit einem Seufzer seine stolze Unterschrift: „Adolf, Graf von Buchenfels“ und mußte sagen, Niemand werde etwas von diesen Papieren wissen wollen, wenn sie fällig seien.“

Ich verstand diese gefühlvolle Rede nicht ganz, doch kam sie mir höchst pathetisch vor, und als Herr Lange mit dem Rockärmel über seine Augen fuhr, wischte auch ich ein paar Thränen mit dem Taschentuche hinweg.

„Ich denke, wir kehren nun um, Fräulein,“ sagte Herr Lange. „Und ach, Fräulein von Buchenfels,“ fuhr er in empfindungsvollem Tone fort, „falls es je in Ihrer Macht liegt, und es wird in Ihrer Macht liegen, einem armen Buchhalter aus der Noth zu helfen, der nur 600 Thaler jährlichen Einkommens und damit noch eine alte Mutter zu ernähren hat — um gar nicht davon zu reden, daß eine siebenjährige Verlobung wegen gänzlicher Mittellosigkeit zu keinem glücklichen Ende geführt werden kann — falls Sie je vermögen ihm zu helfen, nicht wahr, dann werden Sie Ihren niedrigen Begleiter nicht vergessen?“

„Das werde ich nicht; ich verspreche es Ihnen,“ erwiderte ich mit Wärme.

Bei meiner Rückkehr fand ich nur Onkel Heinrich und Graf Buchenfels; die anderen Verwandten hatten sich entfernt.

„Mein liebes Kind,“ begann mein Großvater, „wir haben die Sache nun abgemacht und ich hoffe, Du wirst mit unserer Entscheidung zufrieden sein. Deine Oheime haben in der großmüthigsten, selbstlosen Weise, und dabei muß ich Herrn Heinrich Dollinger noch besonders hervorheben, auf ihren so begehrlichen Wunsch, Deine Erziehung selbst zu überwachen, verzichtet; nachdem sie so gütig eingewilligt, werde ich nun versuchen, mich dieser ersten Pflicht würdig zu zeigen. Ich für meinen Theil, hätte kaum den Muth, mich solcher Aufgabe zu unterziehen; dafür setze ich aber ein um so größeres Vertrauen in die Klugheit und weise Einsicht der Gräfin, meiner Gemahlin.“

„Es ist so bei Weitem am geschicktesten eingerichtet,“ fuhr jetzt Onkel Heinrich fort; „und ich hoffe, Herr Graf, Sie entschuldigen das unfreundliche Benehmen meiner Brüder Karl und David. Was Wilhelm anbetrifft, von dem wußte ich, daß er die Nichtigkeit meiner angeführten Gründe einsehen werde, das thut er immer, Herr Graf. In diesem Falle ist ja auch gar kein Zweifel möglich. Wir sind schlichte Geschäftsleute und gehen ganz unter in dem Verfolg unserer Handelsinteressen, während Sie, Herr Graf, mitten im Getriebe der großen Welt stehen. Wir vier Brüder werden das Vermögen unserer Nichte so vortheilhaft als möglich verwalten; dagegen wird es Ihnen, Herr Graf, hoffentlich möglich sein, dem Kinde zur Erreichung einer geziemenden Lebensstellung Gelegenheit zu bieten.“

„Bist Du damit zufrieden?“ fragte mein Großvater, mich herzlich an sich ziehend.

„D, sehr zufrieden,“ erwiderte ich und küßte seine Wange. „Und Onkel Heinrich redete noch gütig und theilnehmend mit mir und damit war nun die Angelegenheit endgiltig entschieden.“

Zweites Kapitel.

In der Familie Dollinger war der Gelderwerb ein angeborenes Talent. Als mein Urgroßvater in B.... einwanderte, hatte er nur noch wenige Großen in der Tasche gehabt und als er starb, übermachte er seinem Sohne ein ansehnliches Vermögen. Dieser wußte dasselbe so erfolgreich arbeiten zu lassen, daß es zu einer halben Million hinaufstieg; nach seinem Tode wurde diese Hinterlassenschaft unter seine zurückbleibenden Kinder, vier Söhne und zwei Töchter, rechtlich und gleichmäßig getheilt. Meine Oheime, besonders Heinrich und Wilhelm, vergrößerten ihre Antheile durch unermüdelichen Fleiß noch bedeutend, und wie ich schon erzählte, war Tante Flora ihrem Beispiele gefolgt. Meine Mutter indeß, das jüngste Kind des Großvaters, schien aus anderem Stoff gebildet. Ein Jahr nach dem Tode ihres Vaters heirathete sie den Grafen Hermann von Buchenfels; dieser, des Grafen von Buchenfels jüngster Sohn, war Marine-Offizier. Meine bedächtigen Oheime mißbilligten natürlich diese Verbindung und Tante Flora war vollends ärgerlich über diese sentimentale Thor-

heit Luizens, den jüngeren Sohn solch eines Bettelgrafen zu nehmen! Aber was machte sich meine Mutter daraus! Sie war eine geistvolle, eigeninnige, junge Dame und liebte des jungen Offiziers kleinen Finger mehr, als alle ihre Geschwister zusammen genommen. Das war eben auch kein Wunder, denn mein Vater war ein sehr liebenswürdiger Mann. Und dabei solch ein schöner Mann! Von so edler Gestalt, mit so schönen blauen Augen und braunem Lockenhaar. Voller Scherz und heiterer Poesen! Wenn schlechtes Wetter uns hinderte auszugehen, spielte er mit Mama und mir und Nanny, meiner Wärterin, Blindkuh, und wäre er selbst erst sechs Jahre alt. Doch hatte er auch seine Eigenheiten. So betrachtete er die Mitgift meiner Mutter nicht etwa wie ein Vermögen, von dessen Reventen man lebt, sondern viel eher wie ein jährliches Einkommen. Demgemäß hielt er kostbare Pferde, die sich an allen Rennen theilnehmen mußten, wie auch eine vortreffliche Meute; er kaufte sich eine eigene Yacht und seinen Freunden bot er wahrhaft königliche Tafel. Er war in St.... einer Hafenstadt, stationirt. Mama und ich begleiteten ihn oft auf seinen Wasserfahrten, wo ich dann zuweilen mit meinen kleinen, schwachen Händen beim Aufziehen der Signalflagge behilflich war, oder es doch zu sein glaubte. Wie genau erinnere ich mich jenes Unglückstages in St.; mein Vater sah in Strohhut und blauer Jacke wie der allerhöchste Matrose aus; er wünschte, meine Mutter möge mit ihm nach der Insel N. hinüber fahren. Sie lehnte dies inbessen ab, da ihre Gesundheit ein wenig angegriffen war. So nahm er nur zwei seiner Kameraden mit und wir fuhren noch, wie sie beim Hinaussegeln Mamas Ehrenflagge aufhielten und dabei, mit den Hüften schwenkend, zu uns hinüberwinkten. Wir sahen ihn dann aber nimmer wieder. Die Einen behaupten, das Schiff habe zuviel Wasser gezogen, Andere meinen, es sei zu viel Champagner an Bord gewesen. Gleichviel, durch welche Ursache die Katastrophe nun auch herbeigeführt sein mag, die „Louisa“ scheiterte an der Felsenküste von N. und während die ganze Mannschaft sich glücklich rettete, mußte mein armer Vater, der doch ein guter Schwimmer war, ertrinken.

Von den Tagen, die dem furchtbaren Ereignisse folgten, ist mir nur eine sehr unklare Vorstellung geblieben. Mir ist, als wäre unser schönes, helles Haus wie durch Zauberschlag in eine der dunklen Nebenstraßen St.'s versetzt worden, der Garten war in einen elenden Hof zusammengedrückt und Mama sah nicht mehr so schön aus, als sie früher ausgesehen hatte. Ihre Wangen waren bleich, die Augen roth, und nachdem mein kleines Brüderchen geboren, das natürlich auch Hermann getauft worden war, lag sie fast immer zu Bette. Es kamen viele Besuche; doch schienen das meist widerwärtige Leute zu sein, die im Vorzimmer oft lange mit Nanny verhandelten und dann nicht weiter vorbrangen; einen indeß ausgenommen, ein freundlicher härtiger Mann, der sich viel im Vorzimmer aufhielt und mich lehrte, Schmetterlingsnetze zu knüpfen. Man nannte ihn „Herr Gerichtsdienner“. Ich vermute, wir waren um jene Zeit in großer Armut, aber Mama erklärte beharrlich, die Hilfe ihrer Geschwister nicht anrufen zu wollen, da diese ihrem Gatten stets so unfreundlich begegnet wären. Endlich erkrankte Mama noch bedenklicher und nun kam denn auch Tante Flora, in Begleitung zweier Lieblichstagen, die sie in einem Korbe transportirt, von B.... herüber. Der Gerichtsdienner verschwand und unser Küchensetzel wurde nun reicher, als er bisher gewesen. Doch Mama brachte unsern guten Diners keinen Appetit entgegen. Sie wurde täglich blässer und schwächer und als endlich der kleine Hermann an Zahnkämpfen starb, folgte sie ihm bald nach. Der Zwischenraum muß natürlich ein längerer gewesen sein, doch in meiner Kindererinnerung erscheint mir noch jetzt so, als hätten sie den kleinen schwarzen Sarg und den großen schwarzen Sarg am gleichen Tage aus dem Hause getragen.

Drittes Kapitel.

Damals kümmerte sich Niemand als Tante Flora um mich und selbst sie bezeugte mir, wenn ich in den Ferien den Aufenthalt in der Pension mit dem in ihrem Hause zu vertauschen hatte, nur kühle Freundlichkeit. Als sie aber gestorben war, als man gefunden, daß ich die alleinige Erbin ihres Vermögens sei — mit Ausnahme von dreitausend Thalern, die zur Gründung einer Zufluchtsstätte für berrenlose Ragen angelegt werden sollten — da wurde ich plötzlich eine sehr wichtige Persönlichkeit. Wie ich schon gezeigt, machten meine Oheime einander die Ehre meiner Erziehung freitig und mein Großvater, der so lange unbekümmert um mein Dasein gelebt hatte, nahm mich nun mit sich nach D. Die Gräfin Buchenfels, seine zweite Gemahlin, die ihm auch eine zweite, sehr zahlreiche Familie gegeben, empfing mich recht gütig. Das war aber kein Wunder, denn laut einem Abkommen mit Onkel Heinrich sollten die ganzen Zinsen meiner zweimalhunderttausend Thaler dem Großvater in vierteljährlichen Raten ausgezahlt werden und somit einen sehr angenehmen Beitrag zu dem zweifelhaften Einkommen bilden, das er von seinem schuldenbelasteten Grundbesitze zog. Mir war aber noch mehr Glück zugefallen.

Nach einigen Jahren nämlich starb Onkel Heinrich, ohne seine lange beabsichtigte Verheirathung ausgeführt zu haben und hinterließ mir sein ganzes Vermögen; Onkel Wilhelm, der sein Lebelang dem Beispiel dieses Bruders gefolgt war, that auch jetzt, wie Jener — folgte dem Vorangegangenen schnell in die Ewigkeit nach und auch von ihm erbte ich einen Theil seines Besitzes. Ich war Herrin einer Million.

Diese unerwartete Vergrößerung meines Reichthums verstimmt mich eher, als daß sie mich erfreut hätte. Zweimalshunderttausend Thaler waren eine hübsche Sache und ich schien mir zu jeder Wahl, die ich treffen mochte, genügend; aber das Zehnfache dieser Summe hielt ich für eine Last, fast für ein Unglück. Meine alte Bekanntschaft, Herr Lange, vergaß ich nun übrigens nicht; er war durch den Tod Onkel Heinrichs außer Brot gekommen und ich hätte ihm gern einige tausend Thaler gegeben, die ja nur ein Tropfen aus dem Ocean meines Reichthums waren; allein die Gräfin Buchenfels, gegen welche ich der Sache erwählte, hielt mir eine so feierliche Rede über die Pflichten der Reichen, entwickelte mir so klar, daß meine Gabe nur den Ruin eines bis dahin tüchtigen und fleißigen, jungen Mannes herbeiführen könne, daß ich genöthigt war, mich auf eine Empfehlung desselben an Onkel Karl und Onkel David zu beschränken. Diese Beiden führten das große Bankgeschäft nun allein und sie glaubten sich ihre einflußreiche Nichte zu verbinden, wenn sie Herrn Lange sogleich zu ihrem ersten Buchhalter ernannten.

Meine anderen Verwandten, die Buchenfels, zogen aus meinen vermehrten Glücksgütern den allergrößten Vortheil. Bis jetzt hatte der Großvater in D. eine recht mittelmäßige Miethswohnung inne gehabt und ein standesgemäßes Auftreten seiner zahlreichen Familie war nur mit vorsichtiger Sparsamkeit auszuführen gewesen. Jetzt kehrte er nach B.... zurück und lebte in einem, dem Reichthum seiner Nichte entsprechenden Styl. Er kaufte eine prachtvolle Villa vor den Thoren der Stadt und gab

die glänzendsten Festlichkeiten. Ein Sohn trat in ein Garde-Cavallerie-Regiment, ein anderer studirte in H. und meine Tanten, die beiläufig junge Damen von meinem Alter waren, setzten die Welt durch ihre glänzenden, wechselreichen Toiletten in Erstaunen. Was mich selber anbetrifft, ich hätte mich sehr glücklich fühlen müssen, denn mein Großvater begegnete mir mit begabender Liebendwürdigkeit — die Gräfin war die Güte selber und in den Familienfragen hing jedes Ding, jede Bestimmung von meinem Wünschen und Willen ab. Bald indeß lernte ich die Nachtheile fühlen, die solch großer Reichthum im Gefolge hat. Ich wurde so allbekannt, als hätte ich einen Mord begangen; in der großen Welt beobachtet, besperrt man jede meiner Bewegungen auf das Genaueste; mit Bettelbesuchern aller Art — von solchen die mich zum Bau einer Kirche aufzufordern, bis hinab zu jenen in welchen ein armer Arbeiter, der sein Handwerkszeug durch einen Brand verloren, um Ersatz desselben bat — mit Briefen und Hilferufen würde ich überschwenmt worden sein, wenn nicht Gräfin Buchenfels, die in dieser Beziehung eine bewundernswürdige Gewandtheit entwickelte, all dergleichen so zu sagen abgefangen hätte. Im weiteren Gesellschaftsleben trat mich manch übelwollender Blick. Die Leute schienen sich zu wundern, daß ein Mädchen, die plötzlich zur Millionärin empor gestiegen war, wie andere Menschenkinder aussehe und in der Mienen mancher Damen glaubte ich einige Enttäuschung zu lesen, darüber, daß ich nicht auffallend häßlich war. Die durch ich allein sein. Wenn die Mitglieber der Familie das Zimmer verließen, wo ich mich eben befand, pflegte sich sogleich irgend eine Duenna, irgend eine vertraute Freundin statt ihrer einzufinden und zog ich mich in mein Boudoir zurück, um nur eine Stunde Alleinseins zu genießen, sah schließlich ein Kammermädchen im Nebenzimmer.

Ich beschwerte mich darüber gegen die Gräfin und erbjete eine sehr offene Antwort. „Meine theure Luise,“ sagte sie lachend, „in Deiner Stellung ist solch Verfahren unumgänglich nothwendig. Dein großes Vermögen gibt Dir einen beinahe fürstlichen Rang und zwingt uns, Dir entsprechend zu begegnen. Du bist jung und unerfahren, mein holdes Kind, und hast keine Begriff, mit welchen Schlingen und Fallstricken der Pfad einer Erbin umstellt ist.“

Ich wußte, was dies auf gut Deutsch heißen sollte — es sollte heißen, daß es Scharen von Männern gebe, die bereit seien mit mir davon zu laufen — schimmsten Falls gegen meine eigenen Willen — und daß sich ja möglicherweise ein gewisser loher, nach Erbsinnen jagender Abenteuer unter irgend welchen Vorwände einschleichen könne. Ich träumte eines Nachts, daß zwei als Wäschrinnen verkleidete Mißthäter mich hinwegschleppt hätten und mich darauf in Erwartung eines Besuchs von einer halben Million in irgend einem schauerlichen Loch versteckt hielten.

Eins war ausgemacht: ich konnte nur einen Fürsten berathen. Unglücklicherweise gab es in der Gesellschaft nur wenige unvermählte Herren dieser Art und ich fragte nach keinem derselben. Aber die Gräfin setzte mir auseinander, ich könne nur einen Gatten wählen, der so reich sei, als ich selbst, oder einer vom höchsten Range. Jede andere Verbindung, meinte sie, wäre für eine Frau von meiner Stellung eine Mesalliance sein. „Ach, seufzte ich zuweilen, wenn ich irgend ein geringes Mädchen der Straße allein hinuntertrippeln sah, „wie können die Menschen sich nur immer so sehr wünschen, reich zu sein! Ich bin ein Weibhauch und dieser ewig mir erwiesenen Unterthänigkeit satt. Wenn mich nur Jemand einmal recht tüchtig schelten wollte so wie Nanny in meiner Kindheit zu thun pflegte. Jetzt schilt mich Niemand und liebt mich Niemand. Ich werde unter der drückendsten Aufsicht gehalten, werde behandelt wie eine Gefangene, und mandamal komme ich mir vor wie ein lebender „Rakimoor“, wie jener berühmte Diamant, den man Tag und Nacht mit Sorgfalt und Mißtrauen hütet.“

Viertes Kapitel.

Man stelle sich eine junge Dame vor, die eine Million in Vermögen hat und — unglücklich liebt. Es klingt ungläublich — aber es war so. Es war eine geheime, unerwiderte Liebe; ich hatte ihn zu wiederholten Malen in Gesellschaft getroffen und seine offene, mir nicht schmeichelnde Weise hatte mir gleich Interesse abgewonnen. Gewöhnlich begegneten mir die jungen Männer so erschrecklich liebenswürdig oder auch so scheinbar hölzern, — vermuthlich Alles wegen meines unglückseligen Reichthums — daß ich sie meist unausstehlich fand. Aber der junge Wittmeister von Teibern schien eben nur nach meinen Componen zu fragen und behandelte mich sehr wie eine Dame, deren Unterhaltung er um ihrer selbst willen suchte. Ich erzählte die der Gräfin und theilte ihr auch ein Gespräch mit, in welchem mir uns erst ganz ernsthaft gestritten und nach welchem er mich dann ebenso ernsthaft ausgescholten hatte. Sie entgegnete, ich wußte gar wenig von der List der Männerherzen und Herrn von Teibern's derbe Aufrichtigkeit sei verdächtiger als die heißeste Untergung. „Und Kind,“ fügte sie hinzu, „Du darfst nicht einen Augenblick an ihn denken. Er ist von sehr guter Familie, aber völlig unbemittelt; jetzt hat er neben seiner Gage nur eine geringe Zulage, und das Vermögen, welches er beim Tode seiner Mutter erhält, ist wirklich nicht der Rede werth.“ Ich bereute es später jenes aufsteigende Gefühl meiner schlauen Pflegemutter vertragen zu haben, denn offenbar hatte sie seitdem durch ein Verfahren, das ich damals in der Stille meines Herzens eines Machiavelli würdig fand, weiteren Bezeugungen mit Herrn von Teibern vorzugeben gemußt. Umsonst suchte ich im Theater auf Ballen und Mittagsgesellschaften seine hohe, schlankte Gestalt; er blieb unsichtbar.

Eines Tages, als ich mit dem Großvater und seiner Gemahlin beim Nachmittagsstee saß und meine Gedanken, häufig mit Herrn von Teibern beschäftigt waren und ob er wol in Stande sein könnte, mich um meiner selbst willen zu lieben, — als ich in solchen fernem Träumereien mich erging, setzte Graf Buchenfels plötzlich seine Tasse nieder, ließ ein diplomatisches Räuspern vernehmen und hub darauf mit folgenden kehrwärtigen Worten an:

„Luise, mein liebes Kind, ich werde alt und Du bist bald neunzehn Jahre.“ Zwei nicht abzulängende Thatachen vor höchst profanier Act, deren Erwähnung mir aber sehr erschreckend schien: denn ich wußte, was nun kommen werde. „Es wäre mir sehr erwünscht, wie auch der Gräfin“ (sie war erst sieben und vierzig Jahre alt, und es lag ihr nicht daran, Großmama genannt zu werden), „es wäre uns sehr erwünscht, Dich mit einem ebenwerthen Manne verbunden zu sehen. Du wirst dereinst vielleicht mehr, als Du es gegenwärtig im Stande bist, die Mühe um Sorgen zu würdigen wissen, denen wir uns um Deinetwillen unterzogen haben. Wahrscheinlich hast Du jetzt kein Einsehen davon, was es sagen will, die Verantwortlichkeit für eine junge Dame zu übernehmen, welche die Vorsehung so reich überschüttet hat.“

„Ja wirklich, meine liebe Luise,“ unterbrach die Gräfin, da sie ein sah, daß ihr Gatte etwas weislichweig zu werden drohte. — „Es sind uns viele Bewerbungen um Deine Hand zugegangen; da wir indeß nur Dein Glück, nur dies allein, im Auge hatten, waren wir gezwungen, sie alle zurückzuweisen.“

„Gut etwa Herr von Teldern mit Ihnen gesprochen, Frau Gräfin?“ fragte ich leise und erröthend.

„O, sicherlich, nein, meine Liebe,“ antwortete die Dame mit einiger Strenge, „die Anträge, auf welche ich hinderte, kommen von Personen aus viel höherer gesellschaftlicher Sphäre; aber endlich nun tritt ein Bewerber von so hohem Range auf, daß sowohl der Graf, als ich, ihm unbedenklich das Wort reden.“

„Einer von den Prinzen vielleicht?“ fragte ich, ein wenig schüchtern, fürchte ich.

„Du hast recht Luise,“ entgegnete die Gräfin, indem sie ihr Mißvergnügen über meinen Ton zu unterdrücken suchte, „es ist ein Prinz.“

„Hoffentlich nicht der Herzog von Krehbein, der widerliche, alte Geiz.“

„Nein, meine Liebe, nicht der, sondern ein höchst vortheilhafter junger Mann von edlem Charakter, der nur drei Jahre älter ist als Du.“

„Dedenthal?“

„Ja, der Prinz von Dedenthal. Er ist nicht reich, so daß also, wie der Graf sein bemerkte, Dein Vermögen seine Krone aufs Schönste vergolden wird; indessen besitzt er genug, um vor dem Zehnte geschützt zu sein, er heirathe um des Geldes willen. Ihr werdet ein hübsches, gut zu einander passendes Paar abgeben; Euer jährliches Einkommen, nämlich fünfzigtausend Thaler Alles in Allem, ist für einen Fürsten nun zwar kein übermäßiges; es bleibt doch aber immerhin eine Revenue, mit der ein so vernünftiger junger Mann, wie Prinz Dedenthal, sich gut einzurichten wissen wird.“

Ich konnte ein Wächeln nicht unterdrücken, als ich die Gräfin so obenhin über eine Revenue von fünfzigtausend Thaler sprechen hörte, und mir fiel die verschollene Zeit des Aufenthaltes in D. ein, wo sie zwei Treppen hoch wohnte, ihre Markteinkäufe selbst besorgte und wegen ihres zähen Feilschens der Schrecken aller Marktfräuen war.

„Nun Luise, wie denkst Du über die Sache?“ fragte der Großvater.

„Ich weiß nicht, was ich davon denken soll,“ erwiderte ich kühl, „ich muß wol irgend Jemanden heirathen, wenn ich nicht, trotz meiner Million, sitzen bleiben will, und schließlich kann ein Prinz ja doch ein ganz vernünftiger Mensch sein. Aber wissen Sie denn auch, Frau Gräfin,“ fügte ich etwas zögernd hinzu, „ob der Prinz irgend etwas wie — wie — Achtung für mich empfindet?“

„Meine Liebe,“ antwortete sie, indem sie mich zärtlich küßte und ein paar Thränen vergoß, „das sollst Du aus seinem eigenen Munde hören; er wird morgen bei uns zu Mittag speisen.“

(Schluß folgt.)

Der Paradiesvogel.

Seitdem sich Frau Juno mit dem Federschmuck des asiatischen Pfauens geschmückt, haben im Laufe der Jahrtausende alle Erdtheile den Federschmuck von ihren schönsten gefiederter Bewohner als hübschen Tribut dargebracht zur Verschönerung der Schönen. Afrika bot den Strauß, Amerika den Kolibri, Australien den Paradiesvogel.

Zeit der phantastisch-frommen Naturgeschichte des Mittelalters, die von Vögeln zu erzählen wußte, welche mit goldenen Schnäbeln lateinische Hymnen und hebräische Psalmen fingen, wurde von keinem Vogel eine so abenteuerliche, märchenhafte Biographie zu Tage gefördert, als von dem Paradiesvogel. Denn als man an den ersten nach Europa gebrachten Vögeln von so wunderbar zartem Gefieder keine Füsse finden konnte, da schlossen die Gelehrten, daß diese Vögel weder auf Bäumen noch auf Erden ruhen könnten, daß sie weder Früchte noch Samen zu suchen vermöchten. Sie müßten sich schlechterdings nur vom Thau des Himmels und der Luft himmlischer Sphären erhalten. Keiner konnte ihre Heimat. Man versetzte sie daher nach der Schönheit ihrer Neize in eine mit allen Neizen geschmückte Gegend, in ein — Paradies.

So entstand der ihnen bis heute gebliebene Name.

Die erste genauere Nachricht über den Paradiesvogel gab der Naturforscher Gaimard, der 1817 den Kapitän Freycinet auf seiner Erdumsegelung begleitet hatte. Der kleine, smaragdgrüne ist unter den sichtlich verschiedenen Arten einer der gewöhnlichsten. Seine Kehle schillert und flütert in blendendem, sammetweitem Smaragdgrün, Rücken und Bauch sind kastanienbraun, der Scheitel schwarzgrün und glänzend, der obere Theil des Halses hellcitronengelb, ins Rothbraune sich verlierend, der Schnabel horngrau. Die allen Arten eigenthümlichen Seitenfedern bilden zwei weit herabhängende, citronengelbe, nächst dem Körper rothgemischte und gestreifte Büschel, deren Spitzen ins Weichliche fallen, und von zwei vorstehenden, charakteristischen Schwanzfedern überragt werden. — Die getrockneten Häute, welche nach Europa kommen, haben nur einen schwachen Schimmer von dem Glanze und der Schönheit der lebenden Thiere, deren Pracht mit dem Tode zum großen Theil verliert.

Der Reisende Lesson erzählt in seiner Reise nach Neu-Guinea: Gleich den ersten Tag nach unserer Ankunft ging ich auf die Jagd. Kaum hatte ich einige hundert Schritte in dem großen Urwald zurückgelegt, so stieg ein Paradiesvogel auf und flog in wellenförmigem Fluge davon, wobei seine weichen Federn durch ihr Flattern im Winde einen ganz eigenthümlichen Anblick gewährten. Ohne Uebertreibung gleich der Vogel einem glänzenden Meteor. Vor Erschrecken vergaß ich meine Büchse, und dachte erst ans Schießen, als der Vogel schon aus der Schußweite war. Die Papuas trieben die Jagd auf die Paradiesvögel zuerst nur, um die Federkronen ihrer Häuptlinge mit ihnen zu schmücken. Man tödtete sie des Nachts, indem man auf die Bäume kletterte, auf denen die Vögel Nachtruhe halten, und sie dann mit besonderen, für sie bereiteten kurzen Pfeilen herabschoß. Der Preis eines Vogels an Ort und Stelle ist mindestens ein Pfister.

Ueber die Lebensweise dieser zartfederigen, fast körperlosen Wundervögel in den Wäldern Neu-Guineas wissen wir selbst heute noch nicht viel mehr, als daß sie vorzugsweise auf den Gipfeln hoher Bäume sitzen, nur beim Auf- und Niedergange der Sonne ihre Nahrung suchen, während der Tageshitze aber sich gern im Schatten der Blätterkronen still verbergen.

Bei so mangelhafter Kenntniß gewährt das um so mehr Interesse, was Bennet über ein zahmes Männchen berichtet, das er zu beobachten Gelegenheit hatte. Die günstigste Tageszeit, das ganze Thun und Lassen dieses hinreichend schönen Vogels, die

verborgenen Reize seines Gefieders und die Anmuth seiner Bewegungen kennen zu lernen, ist die Frühe, wo er gewissermaßen Toilette macht. Das wunderlieblichste Untergefieder wird dann auseinandergefaltet und emsiglich durch den Schnabel gezogen; die kurzen braunrothen Schwänge werden soweit als möglich ausgespannt und in ununterbrochen flatternder Bewegung erhalten, als wenn er ihre Flugkraft üben wollte, um sie durch die immerwährende Gefangenschaft nicht zu verlieren. Während dieser zierlichen Uebung richtet er zugleich die zarten Rückenfedern auf und schlägt sie wie einen Fächer auseinander. Nachdem er die Fittige ausgebreitet und geübt, schlägt er sie aneinander, so daß sie den Kopf umschleiern; dann neigt er sich anmuthig abwärts, um sich auch unterhalb zu beschauen. Diese Bewegung wiederholt er mehrmals rasch hintereinander, wobei er sonderbare Töne hören läßt; dann kommen endlich auch die so lieblichen ährenähnlichen Seitenfederbüsche, die im Fluge wie eine Sternschnuppe flimmern, an die Reihe, indem er sie aufwärts richtet und zugleich das zarte übrige Gefieder emporsträubt, so daß er einen vollen Strauß bildet; dann blickt er selbstgefällig, einem zum Ball gepuzten, des Triumphes versicherten Mädchen vergleichbar, umher, wirft das Köpfchen auf die Seite und scheint alles Ernstes den Beschauer zur Bewunderung seiner Schönheit aufzufordern. Endlich wird er laut, hüpf schnell und zierlich von einem Ende der Sprosse zur andern, als wolle er den ganzen Pomp seines Gefieders nach allen Seiten vor dem Beschauer entfalten, und kommt dann plötzlich auf die zweite Sprosse ans Gitter herab, um die Heuschrecken zu empfangen, die man ihm um diese Zeit zu reichen pflegt. Das helle Sonnenlicht scheint er eben soviel als den Boden seines Kästg zu vermeiden; letzteres wahrscheinlich aus Sorge für sein Prachtgefieder, auf welches er so stolz ist, daß er nicht den geringsten Flecken daran duldet und dasselbe häufig ausbreitet, um es sorgfältig zu putzen und zu betrachten.

Für den Charakter dieses liebenswürdigen Vogels spricht noch ganz besonders seine sanfte, friebfertige Verräglichkeit, ganz das Gegentheil von dem kleinen streitsüchtigen und jähzornigen Kolibri.

Der Naturforscher Alfred Wallace brachte im Jahre 1862 ein Paar lebender Paradiesvögel nach England, die nicht wenig Aufsehen erregten. Wie er erzählt, machte er seit 1836 nicht weniger als fünf Reisen nach Neu-Guinea und den benachbarten kleinen Inseln, — denn nur dort sind die Paradiesvögel zu Hause — dennoch konnte er nur 5 von den 13 bis jetzt bekannten Arten erlangen. Mit wenigen Ausnahmen scheinen alle Arten jetzt viel seltener zu sein als vor 20 Jahren. „Die Natur,“ sagt dieser Beobachter, „scheint alle Vortheile angewendet zu haben, daß diese ihre ausgezeichneten Schätze nicht ihren Werth dadurch verlieren, daß sie zu leicht erreichbar sind. Gehen wir auf ihren Erwerb, so finden wir zuerst eine hafenlose, ungasliche Küste, der vollen Brandung des großen Oceans ausgesetzt, sodann ein rauhes, mit dichtem Wald bedecktes Gebirgsland, welches mit seinen Sümpfen, Abgründen und ausgezackten Kaminen eine fast unüberwindliche Schranke vor den Landchaften im Innern bildet, und endlich eine Menschenrace vom wildesten und grausamsten Charakter auf der niedrigsten Stufe der Civilisation.“ Die am weitesten verbreitete Art ist der kleine Paradiesvogel, Paradiesa regia, der sich auf allen Inseln bei Neu-Guinea, ausgenommen Waipiu, findet; nächst diesem sind der Papua- und der Magnifique-Paradiesvogel am häufigsten. Alle bekannnten Arten kommen von der nordwestlichen Halbinsel Neu-Guineas, die am meisten von den malayischen Handelsleuten besucht wird; vielleicht birgt das unbekanntere Innere dieser Gegend noch schönere Formen dieser ausgezeichneten Gruppe von Vögeln.

[1708]

J. Roewenberg.

Eine Geschichte ohne Geschichte.

In der Dachkammer eines großen, altersgrauen Hauses mit zahlreichen Miethern und zahllosen Ratten wohnte eine arme Wittve. Sie hatte niemals gute Tage gesehen. Entbehrung und harte Arbeit war ihr Loos als Kind, als Weib, als Wittve. Verwahrloht an Geist und Körper, gewohnt von Sonnenaufgang bis Untergang die niedrigsten Dienste zu verrichten und dann einsam zu sein, lebte sie dahin von Tag zu Tage, ohne Freude, ohne Gott. Ihre Stube, ihre Kleider und ihre Person war schmutzig, sie fühlte ebensowenig ein Bedürfnis nach reiner Luft, Säubern und behaglichem Dabeim, als in die Kirche zu gehen. Sie betete nicht und hoffte nichts.

Da erhielt sie eines Tages Besuch vom Lande. Ein Verwandter von ihr, ein junger Bursche, kam nach der Hauptstadt, daselbst sein Glück zu versuchen. Er brachte der Base ein Geschenk von seiner Mutter, einen Geraniumstoc.

Als der Besuch kam, dunkelte es schon; nach seinem Weggange setzte die Frau den Blumenstoc auf das Fensterbrett und ging zu Bette, ohne weiter daran zu denken. Aber beim Erwachen traf ihr erster Blick den Geranium, dessen Grün und rothe Blüten auf das frischeste in der Morgenjonne glänzten. Sie konnte während des Ankleidens kein Auge davon verwenden und ihr Erstes war, daß sie im Eimer Wasser holte, um die Blume zu begießen. Weil sie aber gerade Wasser zur Hand hatte, dachte sie auch daran, sich zu waschen. Dann ging sie nach dem ärmlichen Frühstücksteller, wo sie ihren Kaffee zu trinken pflegte, und dann ins Werkhäus.

Als sie Abends heimkehrte, fühlte sie sich nicht so heiß und abgepaunt wie sonst, und doch hatte sie heute mehr als gewöhnlich verdient. Da noch einiges Wasser im Eimer war, reinigte sie die Fenster, weil ihr Schmutz gar so sehr gegen den flammenden Geranium abfiel.

Am andern Morgen erwachte sie früher und fröhlicher als je vordem, denn durch die blanken Scheiben floß so breit und voll das Licht. Wieder holte sie Wasser für die Blumen und für sich selbst. Aber nun in dem ungewöhnlichen Glanze, der die Stube erfüllte, trat die Unsauberkeit des Bodens und der Staub auf den Geräthen um so deutlicher zu Tage. So kniete die Frau denn nieder, schuerte den Boden, putzte dann Wände und Möbel und brachte das Bett in Ordnung.

Als sie im Zwielicht nach Hause kam, hatte sie abermals über den alltäglichen Lohn verdient, und heute verbrachte sie ihre Zeit vor dem Schlafengehen damit, ihre Kleider auszubessern und zu reinigen, so stark schon war der Zauber häuslichen Wirkens, das sie doch zwei Tage erst geübt hatte.

Seitdem sie den Geranium besaß, gab sie auch auf andere Leute Blumen Achtung; dabei fielen ihr die hübschen Vorhänge auf, welche die meisten Fenster so hübsch umrahmten; sie suchte aus ihrer alten Spinde ein Stück Barchent hervor und hing es auf. Weil sie dabei auch zwei, drei Stücke alten Zeuges fand, wusch sie diese und nähte sie zu einer Tischdecke zusammen. Wie anders, wie wohllich sah jetzt ihr Stübchen aus!

Und so kam es, daß die Frau, die sich nun nicht mehr ihrer selbst zu schämen brauchte, an einem schönen Sonntagmorgen spazieren zu gehen beschloß. Sie ging vor das Thor in den Park, schritt gemächlich unter den Bäumen hin und blieb zuweilen stehen, um die Blumen zu betrachten, die rings in wohlgepflegten Beeten blühten. Dann führte sie der Weg aus dem Parke und an Rosenbeden vorbei, hinter denen sie reizende Landhäuser erblickte. Zuletzt gelangte sie auf einen freien Platz, in dessen Mitte sich eine kleine, ganz von Eichen überwucherte Kirche erhob. Aus der offenen Thüre aber klangen Orgeltöne und lockten die Frau wie sanfte Ueberredung hinein, wo die Lichter brannten, der Priester am Altare stand und unschuldvolle Kinderstimmen sangen:

Wo immer wandle ich,
Wehet sein Hauch um mich,
Einsam in Dunkelheit
Sag ich voll Freudigkeit:
Gelobt sei Jesus Christus!

Dann als Orgel und Gesang verstummten, sprach der Priester, ein ehrwürdiger Greis: „Lasset uns beten!“ kniete nieder und begann: „Vater unser...“ Ach, vor langen Jahren war es, daß sie, an ihrer Mutter Knie gelehnt, dies Gebet stammelte! Eine wehmüthige Empfindung, ihr völlig fremd bisher, ein beinahe körperlicher Schmerz überkam sie, Erinnerung an die freudlosen elenden und doch besseren Tage der Kindheit.

Armes Weib! Still weinend ging sie nach Hause. Als sie wieder in ihrer Stube saß, durchsuchte sie abermals den alten Schrank und nahm ein Buch heraus, das schmutzig und bestaubt, von der Zeit, nicht vom Gebrauche war. Sie hatte beinahe das Lesen verlernt, aber die Worte der heiligen Schrift sind ja so schlicht.

Bevor sie schlafen ging, kniete sie nieder und betete: „Vater unser...“ Mehr konnte sie nicht sagen, als dies und die Worte, die sie seeben gelesen: „Herr, erbarme dich meiner Sünden!“

Und wodurch wirkte Gott dieses Wunder?

Nun, ein kleiner Bauernjunge brachte ihr einen Geraniumstoc. Das war Alles.

[1701]

A.

Wann soll man Schneiderrechnungen bezahlen?

Was immer die Philosophen sagen mögen, ein neues Kleid ist und bleibt für sehr, sehr viele Damen eine Freude. Und wie wäre es nicht? Der Wunsch, gut auszusehen, ist den Frauen aller Völker und Zeiten so gemeinsam, daß derselbe zur weiblichen Natur zu gehören scheint. Ebenso natürlich also ist es, daß Frauen und Mädchen über ein neues Kleid, in welchem sie sich ihres guten Aussehens ganz bewusst sind, eine gewisse Gemuthsbewegung empfinden. Sie sind zunächst zufrieden mit sich selbst und in zweiter Linie zufrieden mit ihrem Schneider oder ihrer Modistin. Ein Kleidermacher ist eine Art Künstler, der sein Vergnügen darin findet, aus dem — man verzeihe mir den Ausdruck — aus dem Rohstoff, den der Kunde repräsentirt, und einem gewissen Aufwand von Seide, Band und Spitzen ein schönes Ganzes herzustellen, wovon jeder Theil, Dame und Kleid, die Aufgabe hat, die Neize des anderen in das rechte Licht zu setzen.

Gewiß eine artige Definition, allein jedes Licht hat seinen Schatten, jede Rose ihre Dornen. Unser Vergnügen an Kleibern und Kleidermachern würde vollkommen sein, wenn nur nicht dem Vergnügen — die Rechnung folgte. Ach, nur zu oft schießt sich in die Bewunderung, die wir mit unserm „reizenden“ Costüme erregen, der leise Seufzer: „Es kommt ein Tag, es kommt ein Tag...“ Und man muß zugeben, daß die Summen in den erwähnten Documenten eine erstaunliche Fähigkeit zu wachsen besitzen.

Was nun die Bezahlung dieser Rechnungen betrifft, so ist es leider eine nur zu gewöhnliche Gewohnheit, dieselbe so lange als möglich hinauszuschieben, eine Gewohnheit, ebenso nachtheilig dem Lieferanten, wie dem Kunden. Daß so viele Frauen es nicht glauben wollen, daß sofortige Baarzahlung eine Ausgabe, die zugleich Gewinn bringt, eine Ersparung ist! Das Geschäft eines Kleidermachers oder einer Modistin von einigem Ruf erfordert einen mehr oder minder großen Fond von Capital. Denn die Stoffe und was darum und daran hängt kostet Geld. Nun aber wünscht Jeder, der ein Capital besitzt, daß ihm dasselbe, und sei es auch noch so klein, Zinsen bringe. Gibt man es im Geschäft aus, so muß der Gewinn des letzteren den Capitalisten für die Auslagen entschädigen. Erfolgen die Rückzahlungen durch das Geschäft rasch, so kann der Geschäftsinhaber sich im Vergleich mit geringeren Vortheilen begnügen, denn er setzt sein Geld öfter um. Der Kunde also hat den Nutzen davon, insofern er um so weniger bezahlt, je geringere Vortheile der Geschäftsmann nimmt. Erfolgen dagegen die Rückzahlungen langsam, so muß der letztere auch höhere Preise fordern, denn Niemand wird wollen, daß er sein Geld im Geschäft nur zum Besten seiner Kunden ausgabe.

Entschuldige, freundliche Leserin, diese national-ökonomischen Erörterungen. Ihre praktische Folgerung ist: Wenn du sofort baar bezahlst, kann dir dein Kleiderlieferant mäßige Preise gewähren; weiß er aber aus trauriger Erfahrung, daß Monate, ja Jahre vergehen, bevor du an das Bezahlen denkst, so wird er in seiner Rechnung sowol einen größeren Arbeitslohn, als für den Auspuß und all die Ertrabinge höhere Preise ansetzen.

Manche Frauen aber denken nicht im Traume daran, zu bezahlen, bis der zur Verzweiflung gebrachte Kleiderlieferant ihnen vorschlägt, an den Herrn Gemahl appelliren zu dürfen. Andere hinwieder berechnen niemals die Rechnung auf einmal, sondern zahlen, wenn sie zwanzig Thaler schuldig sind, fünf Thaler auf Abschlag und bestellen gleichzeitig wieder um zehn Thaler mehr. Aber uns Allen sind ja unzählige Beispiele bekannt, und ich begnüge mich, darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß es weder für den Kleidermacher, noch für seine Kundin gleichgiltig ist, wann man die Schneiderrechnung bezahlt.

[1714]

In Stiefeln und Schuh'n durch ein halbes Jahrtausend.

Eine culturgeschichtliche Wanderung von George Hill.

„Es läßt sich Mancher bedünken er sei gar schön herausgeputzt, wann er einen schönen und wohlgemachten Schuh an seinem Fuß hat. Wird derothalben auch ein großer Fleiß darauf gewendet und es will der Eine seine Schuhe auf hispanisch, der Andre auf neapolitanisch, der Dritt' auf saporisch, wiederumb einer auf französische oder deutsche Art gemacht und aufgezogen haben. Sie halten die Füße so nach der Richtung, daß man bey-

nah einen Stellfuß in einem hohen Schuh kann verbergen. Neben dem, daß sich einer wol grösser kan machen, als er ist, wie man dann von denen venetianischen Madamen (1) sieht, welche so hoch über St. Marco daher gehen, als wann sie Niesen worden weren."

Mit diesen Worten charakterisirt ein alter Schriftsteller des

leute Ludwig's XI. trugen sogar einen schwarzen und einen weissen Schnabelschuh. Viel kleidsamer und praktischer erscheint die Tracht der Schuhe im 16. Jahrhundert. Jetzt tritt schon der Stiefel auf, der hohe, feste Schutz für das Bein; Figur 10 zeigt einen deutschen Jagdstiefel mit Stachelsporn (éperon aiguillé). Es ist allerdings nur noch eine Art Futteral, eine sackartige Hülle,

welche mit Riemen geschnürt wird und die so weit sich dehnt, daß der Eigenthümer mit Bequemlichkeit hineinfahren, auch eben so leicht die Bedeckung abstreifen kann, wenn er von der Jagd oder nach scharfer Mitternachtsmüde nach Hause kommt, in den breiten Lehnstuhl sinkt und seine Diener die Haus-tracht herbeischleppen,

und 15), welche genau in derselben Form und Verzierung von den Peitsch und Bagen, sowie von Soulsaks oder Gardes des Großherrs getragen wurden. In Deutschland fand diese Mode weniger Eingang. Nur die Figur 14 findet sich zuweilen; dagegen ist der stumpfe Schuh (Fig. 16) fortwährend zu erblicken. Er wurde auch vielfach in Frankreich getragen und die Seeleute

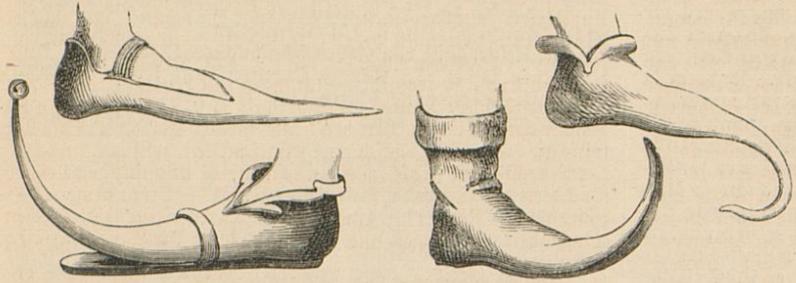


Fig. 1-4. XIV. Jahrhundert.

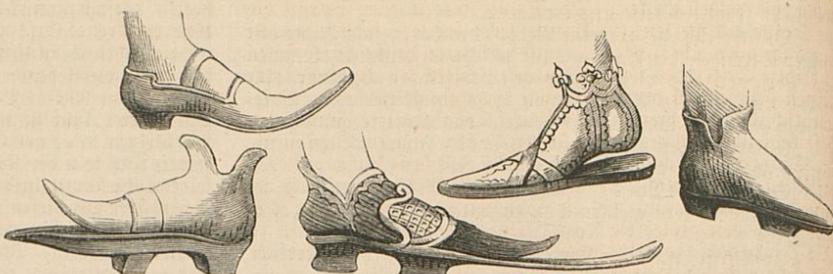


Fig. 5-9. XV. Jahrhundert.

sechzehnten Jahrhunderts die Modeseucht, so weit sie auf das Schuhzeug sich erstreckte. Es ist in der That merkwürdig, wie bedeutenden, wesentlichen Veränderungen der Form dies kleine Stücklein Leder, Sammet, Seide oder Tuch, welches die Füße der Menschen bedeckte, unterworfen gewesen ist. Ebenso auffallend ist die Wahrnehmung, daß bis zum 14. Jahrhundert die Formen der Schuhe vollkommen, wenn man sich so ausdrücken darf, „vernünftig“ waren, d. h. sie waren dem menschlichen Fuße angepaßt ohne irgend welche abentheuerliche Gestalt anzunehmen oder mehr kleinen, gefesselten Ungeheuern, als Fußbekleidungen zu gleichen. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts trat eine Revolution der Schuhmode ein, welche die seltsamsten Gestaltungen dieses wichtigen und unentbehrlichen Artikels mit sich führte. (Edward III.), König von England, bemerkte zu seinem größten Kummer, daß ein Fußhübel ihm das Tragen kurzer Schuhe allmählig verbieten werde. So kam denn der König auf den Einfall, die Spitzen seiner Schuhe gewaltig zu verlängern. Gehorham ihrer Pflicht: dem Herrscher nachzufolgen, trugen wenige Wochen später alle Hofleute Edward's die langen Schuhe (Fig. 1). Von England kam die Mode nach Frankreich. Den Franzosen schien aber die Länge noch nicht genügend, sie legten ihr noch einige Zoll bei und ein Schuhmacher Namens Poulaine fertigte zuerst die Ungethüme an, welche eine Länge von nahezu drei Pariser Fußten hatten. Man taufte die Mode: à la Poulaine, und da sich die Vorurtheile des Landes selbstverständlich die längsten Schuhe fertigen lassen konnten, auch bald eine Verordnung die Ausdehnung der Spitzen nach gewissen Sägen regelte, so entstand das Sprichwort: „Auf einem großen Fuße leben.“ Es bezeichnete eben einen Mann, den seine Stellung und Einkünfte zum Tragen der langen Schuhe berechtigten.

worauf der Ermüdete den geschwollenen Fuß in die Pantoffel schiebt (Fig. 11) oder einen bequemen Schuh von Navarrischem Leder (Fig. 12) aufzog, wie solche in keiner guten Haushaltung fehlen durften. Die Navarrischen Lederschuhe waren sehr billig und wurden durch Hausirer verkauft, welche durch Deutschland, Italien und Frankreich wanderten. Sie stahlen das Leder, sagte man, daher behauptet der italienische Scribent Garafulla: „Vier

des Admirals Charles d'Amboise erhielten Lederschuhe dieser Form geliefert. Genau so arbeitete man wieder die Stahlbekleidungen der Füße bei den Rüstungen und taufte die Form mit dem seltsamen Namen: Hundsmäuler, bee de veau von den Franzosen genannt. Figur 16, 17 und 18 erblickt man auf den Gemälden des mackeren Cranach. Melanchthon, Luther, der Kurfürst von Sachsen u. tragen die stumpfe Schuhform. Heinrich Goldgins, ein berühmter Kupferstecher, bekleidete die den Heiland geißelnden Juden oft mit Schuhen, wie sie Figur 16 und 17 zeigen, während der treffliche, weit berühmte und jedem Freunde älterer Kunst bekannte Jost Ammon seine Figuren gern in Schuhen wie Figur 18 sie zeigt auftreten läßt. Seine Spießknechte, Edelleute, Reiter, selbst die Kaiser und Buben seines berühmten Kartenspielles tragen den mit sechs oder acht Puffen verzierten Schuh. — Allmählig findet der Uebergang zum 17. Jahrhundert statt. Figur 19 zeigt sich bereits am Hofe Heinrichs III. Wer kennt nicht die interessanten, lebensgroßen Bilder der in schwarzen Sammet oder in Seide gekleideten Cavaliere nach der Manier der Meister Rubens oder van Dyck? Sie setzen grazios und doch so fest den wohlgeformten Fuß einen halben Schritt vor, und diesen Fuß ziert der Schuh mit ungeheurer Bandrose, wie ihn Figur 19 zeigt. Es ist zugleich die Fußtracht des Gelehrten, des Advokaten, des Arztes. Je nach der Art des Berufes ist die Sohle dicker oder dünner, je nach der höheren oder niederen Stellung des Mannes ist die Bandrose mehr oder weniger umfangreich, bis endlich auf der Bühne, im Maskenspiel der Italiener, der Renommist, der Capitano erscheint und so riesige Schuhrosen auf den Latschen paradieren läßt, daß fortan Jeder sich lächerlich machen würde, der noch mit ähnlichen Bandscheiben über die Straße ginge. Der Cavalier bedient sich ohnehin schon seit langer Zeit der Stiefel (Fig. 20). Es ist der zierliche Stiefel aus Corduan oder Saffian, aus Biegenleder oder dänischem Felle. Ueber den Rand fällt die brüßler Spitze oft fünf bis sechsfach, auf dem Spann sitzt das breite Sporenleder mit guitarren-

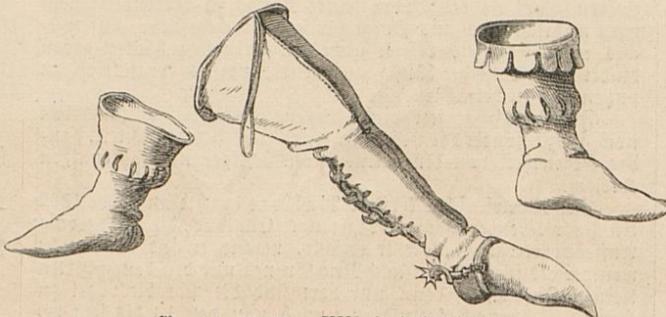


Fig. 14, 10, 15. XVI. Jahrhundert.



Fig. 13, 12, 11. XVI. Jahrhundert.



Fig. 16, 17, 18. XVI. Jahrhundert.



Fig. 19 und 21. XVII. Jahrhundert.

Fig. 20. XVII. Jahrhundert.



Fig. 22, 26, 23. XVII. Jahrhundert.



Fig. 24 und 25. XVII. Jahrhundert.

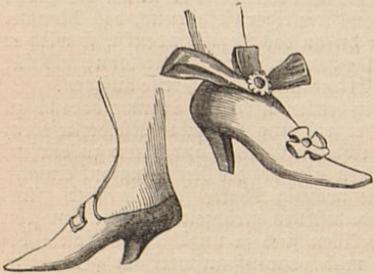


Fig. 30. XVIII. Jahrhundert.

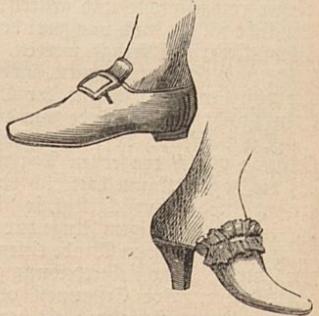


Fig. 32, 31. XVIII. Jahrhundert.

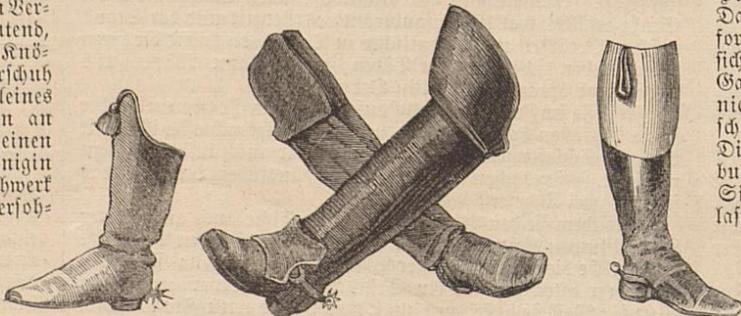


Fig. 29, 28, 27, 33. XVIII. Jahrhundert.

Die Formen der Schuhe wurden nun nach Belieben geändert. Einer der ersten Zusätze prangte an den Schuhen der Landjunker (Hoberaux). Ihre Landwege waren nicht immer die saubersten und deshalb bogen sie die Spitzen der Schuhe nach oben (Fig. 2),

legten eine Sohle unter und banden dieses Futteral durch einen Stahlring. Das gefiel und die Hofleute setzten eine goldene Kugel auf die Spitze, ließen den Ring auch aus demselben Metalle fertigen, später bog man die Spitzen noch kühner (Fig. 3), da aber die Bagen der Herzogin von Vendosme ihrer Dame eines Tages das Kleid mit diesen Enterbaken ihrer Füße zerrissen, wurde ein Befehl gegeben: die Schuhspitzen nach unten zu biegen, wodurch die armen Träger genöthigt waren, eine ganz besondere Gangweise sich anzueignen (Fig. 4). Das Unglück, welches diese Schuhmode herbeiführte, verdient erwähnt zu werden. Die langen Schuhe hatte man auch in Deutschland acceptirt und die Rüstungen der Ritter zeigten genau dieselben Fußbekleidungen in Stahl gearbeitet, welche Adelige und Bürger in Leder oder Sammet trugen. Bei der unglücklichen Schlacht von Sempach mußten die Edelleute des Herzogs Leopold von Oesterreich die Schnäbel von den Eisenstiefeln hauen, damit sie nur den Schweizen sich entgegenstellen konnten. Deshalb kam die Mode in Ver-

fall. Das 15. Jahrhundert kürzte die Niesenschuhe bedeutend, doch legte man nun allerlei Verzierungen auf Spann und Knöchelgegend (Fig. 6 und 7). Hier erscheint zuerst der Ueberschuh (Fig. 8) ein weiter, sockenartiger Stiefel, dem man ein kleines Holzgefiel unterlegte, welches zuweilen durch Schrauben an dem Ueberschuh befestigt, zuweilen auch (Fig. 9) durch einen Ring gehalten wurde. Figur 6 ist ein Damenschuh der Königin Isabeau, doch trug auch König Karl VII. ähnlichen Schuhwert bei der Krönung zu Rheims, wobei er sich vergoldeter Unterstohlen bediente. In Frankreich spukten übrigens die Schnabelschuhe noch eine geraume Zeit lang fort und die Hof-

Dinge sind in der Welt wohlfeil zu bekommen: Orientalische Messel, navarrische Schuhe, lombardische Wachteln und parabolische Klagen.“ Im 15. Jahrhundert hatte das bedeutungs- und folgenschwere Ereigniß der Eroberung Konstantinopels durch die Türken gewaltigen Einfluß auf Sitte, Tracht und Kunst geübt. Ein großer Theil der Bewohner jener durch die Osmanen unterjochten Länder flüchtete nach Italien. Wir finden deshalb daselbst häufig die Erinnerungen an den Orient, namentlich in der Tracht, wieder, die sich noch in den herrlichen Bildern Veronese's erkennen läßt. Man hatte die Fußbekleidung (Fig. 13) erfunden, den Schuh aus Seide oder Sammet gefertigt, kleine Schlitzen darin angebracht und solche durch farbige Puffen geziert. Diese Form ging nach Frankreich, England und Deutschland, sie findet sich auf allen Holzschnitten oder Gemälden jener Zeit. Als König Karl VIII. in das besiegte Neapel einzog, begleitete ihn eine Schaar Höslinge, die bald darauf jene von dem ehemaligen Bewohner Konstantinopels nach Italien gebrachten Moden annahmen. Dahin gehören unter Anderen der lange Kasfan, den die Hofherren bei Festen und selbst zu Pferde sitzend trugen, der turbanartige Kopfschuß mit Reihersfedern, dessen sich der Herzog von Grammont bediente, endlich die Schuhe (Fig. 14

förmigem Ausschnitte, und die zierlichen Riemen, welche metallene Spangen zusammenhalten, befestigen den feinen Maßpörn über dem Hacken. Im Winter oder bei Schladackwetter legt der Cavalier einen Ueberschuh an, es gehört zum guten Ton, die mit solchen Stiefeln bedeckten Füße recht auswärts zu setzen und die Sporen klingen zu lassen; auch mit der Reitgerte gegen die Manschetten oder gegen das Leder des Ueberranges zu klopfen, daß der Schall weithin hörbar ist, gilt für guten Anstand, und als Ludwig XIV. in eben solchen Stiefeln den Saal des Parlaments von Paris betrat, um die Versammlung aufzulösen, klopfte er auch so laut mit der Gerte gegen die Stiefel und hieb und suchte bei jedem Worte auf die Manschetten los, bis alles vorüber war. Bei den Damen fand die ausgeschnittene Form (Fig. 21) Aufnahme. In einem Schuhe von farbigem Leder steckte der mit buntem Strumpf bekleidete Fuß, feine Bandrosen deckten die Schnüre, welche das Leder zusammenhielten. Schon jetzt ist der Hacken oft roth gefärbt, auf dicker Filzsohle oder polirtem Holzunterlage bewegt sich die Dame ziemlich schwerfällig fort, sie muß dieses Gestell mit sich schleppen, denn sobald nur die geringste Feuchtigkeit in den Gassen sieben bleibt — und das Pflaster in den Städten ist noch nicht besonders — leidet die Fußbekleidung gewaltig. Besser ist schon Figur 22 zu tragen, aber das ist auch nur ein Schuh für Dienerrinnen, oder für Käufer, für Krämer, die in den Marktbuden stehen und dicke Sohlen nebst kloßigen Hacken tragen müssen. Sie kaufen schlechte Bänder, womit sie ihre Schuhe zieren und lassen alle zwei Jahre ein neues Paar fertigen. In Figur 23 erblicken wir den eleganten Stiefel des militärischen Stufers. Diese Eleganz der Armee gingen in solchen Stiefeln zu den Revuen und selbst Tuermen stolzerte in der fast burlesk erscheinenden Fußbekleidung einher. Im Gegensatz zu dieser Stiefelmode sehen wir zwei Schuhe Fig. 24 und 25. Erstere stellt den Galaschuh eines Fürsten des

*) Nach anderen Uebersetzungen Heinrich II. Wirklich kommen Meißner mit der Jahreszahl 1156 vor, auf denen man diese Schuhmode dargestellt findet.

17. Jahrhunderts dar. Wir sind in der zweiten Hälfte, etwa im Jahre 1680. Wie Alles zu jener Zeit, so gingen auch besonders die Kleidermoden von Frankreich aus, Ludwig XIV. stand im vollen Zenith seines Glanzes da, seine Perrücken wurden ebenso hoch verehrt, als seine Staatseinrichtungen. Als der König den Dogen von Venedig in Versailles empfing, trug er Goldbrocattschuhe mit rothen Hacken. Die Schuhe waren vom Spann bis zur Spitze mit Perlen gestickt und sechs breite Schleifen, welche eine nach vorn übergebogene, roth gefütterte Lasche hielt, fielen zu beiden Seiten des Knöchels nieder. Gleich darauf trugen alle kleinen Fürsten bei dem Empfange ihrer Hofgesellschaften Goldbrocattschuhe mit breiten Schleifen. Die Cavaliere sämtlicher Höfe bedienten sich der unter Figur 25 abgebildeten Schuhform. Die Spitzen der Schuhe mußten etwa 5 Zoll lang auf dem Boden aufliegen. Bürgerliche Stutzer ahmten diese Verunstaltung der Schuhe nach, trugen auch wol die Schleifen noch länger, was Modisten durch den grotesken Anzug seines Monsieur Jourdain in „Le Bourgeois Gentilhomme“ trefflich geizelte. Wie einfach, herb und ganz der Heldengestalt würdig ist der hohe Reiterstiefel (Fig. 26), ein Abbild der Fuß- und Beinbekleidung, welche der Schwedenkönig Gustav Adolf im Felde trug. Rindsleder, dreifache Nähte, Hacken mit Eisenreifen, darüber dicke goldene Sporen — so waren seine Stiefel, ohne die er selten ging, denn sein Leben war das eines Mannes im Feldlager. Der König wechselte mit seinen Stiefeln zweimal des Tages. Man hat noch einige Paare derselben aufbewahrt, nur die er bei Litzen getragen, die sind verschwunden. Das Koller, der Hut, Schwert und Binde, eine Halskette sind vorhanden, des Königs Leichnam ward voll-

allgemein verbreitet und man fertigte sie in jeder Farbe an. Marie Antoinette, die bekanntlich den schönsten Fuß hatte, trug gern diese seidene Schuhe zerrissen, die Königin hatte sie nothdürftig selbst geflickt. Figur 32 war im 18. Jahrhundert die Form für die Gelehrten, Bürger, für die Abgeordneten des dritten Standes — einfach, bunzel, eine Stahl- oder Zinnschnalle darauf, dicke Sohlen daran: Gellert und Voltaire, Beaumarchais und Diderot, Mirabeau und Robespierre — sie trugen Alle solche einfache, ernstaussehende Schuhe. Welch ein zierliches Stiefelchen unter Figur 33? — Der große Mann, der Riese der Schlachten, Bonaparte, läßt sie nach eigener Angabe fertigen. Als Kaiser Napoleon war er noch weinlicher darin. Auf seine Hand und auf seinen Fuß war der Kaiser eitel. Er trug gern im Staatsrathe seidene Strümpfe und lackirte Schuhe; wenn er zu Pferde stieg, schlüpfte er mit diesen seidenen Strümpfen in die hohen Reiterstiefel. Des Kaisers Hände und Füße konnten in der That schön genannt werden. Blanke, zierliche Stiefel! zierliche Füße — und doch zerstampfte er mit ihnen die Reiche des Erdballs. [1700]

Eine romantische Landstraße.

(Aus dem Tagebuche eines mexicanischen Legionärs.)

Früh am Morgen verließen wir Mexico, die kuppelreiche Hauptstadt, das Juwel der Ebene, welche Cortez und die Con-

Soldaten, sturzhast aufgeputzte Creolen (Nachkommen der eingewanderten Weißen) und Mexitanen (Mischlinge) mit hellbraunem Gesicht, in der malerischen Tracht der Gutsbesitzer und Pächter, der Hacendados und Rancheros, sah den Lazzarone Mexicos, den Lepero, das nie fehlende Umschlagetuch, die Fraxada, um die zerlumpte Kleidung drapirt, sah den armen Indianer, den „Bermunftlosen“, wie Creolen und Mischlinge ihn nennen, mit ruhiger Würde und schwermüthigem Blicke, sah die mexicanischen Damen, das Gesicht durch den schmalen Rebozo halb verhüllt, die Frauen der Tropen, welche trotz ihrer Glutaugen den deutschen, englischen und französischen Frauen an Schönheit weit nachstehen, und die Gestalt eines blonden Mädchens aus meiner Heimat tauchte vor mir auf. Da pfiff plötzlich eine Kugel mitten zwischen uns hindurch, rechts und links von uns krachte es und mit gewaltigem Ruck hielt der Wagen. „Da haben wir sie! — Pronunciados! — Ladrones! — Räuber! — zum Kampf!“ riefen meine französischen Kameraden und, Degen und Revolver schnell zur Hand, stürmten wir hinaus.

Wir befanden uns hoch in rauhem Gebirge. Hinter den düsteren Pinien hervor, die links und rechts am Wege standen, stürzte ein Schwarm bewaffneter Bursche, wie all diese Gauner prächtig costümiert, mit dem breitkrämpigen Hut, der reich mit Silber verzierten hirschedernen Jacke, mit farbiger Schärpe und Umschlagetuch, aber im dunkeln Gesichte thierische Wildheit, Lücke und Gier. Mit Säbeln, Flinten und Messern, unter wüthendem Gebul umringten sie uns, andere erkletterten den Wagen, dessen Führer erschossen, todt auf dem Wagenverdeck hintenüber lag. Doch wir nahmen unverzagt und ohne Zaubern den Kampf auf



Eine romantische Landstraße.

ständig entkleidet gefunden, die mächtigen Stiefel fand man nicht, aber ein Trompeter von den holländischen Jägern hatte einen der goldenen Sporen erbeutet, dieser Sporn war für Wallenstein das erste Zeichen von des Königs Fall.

Wenn wir die Stiefel und Schuhe des 18. Jahrhunderts betrachten, so können wir zugleich eines zweiten schwedischen Herrschers gedenken. Figur 27 zeigt einen Stiefel Karls XII. Diese historischen, ungeheuerlichen Hühner waren ebenso allgemein bekannt als gefürchtet, denn der strenge Monarch legte sie fast nie ab und drohte widerspenstigen Räten oder Landtagen damit „daß er einen dieser Stiefel schicken werde, wenn er nicht selbst kommen könne.“ Karl achtete seine Stiefel sehr hoch; „sie machen viel mit mir durch,“ sagte er und nach dem berühmten Ritze durch Ungarn und Deutschland mußten sie ihm in Straßburg von den Weinen geschmitten werden, die bis zur Verunstaltung geschwollen waren. König Friedrich der Große trug halbsteife Stiefel (Fig. 28), vor der Spitze eine weiße Manschette. Diese Stiefel waren nicht gut gehalten, da der König in den letzten Jahren seines Lebens wenig auf Toilette gab, das Leder schimmerte rüthlich und bei seinem Tode, sagt man, sollen nur zwei Paar schlechte Stiefel vorhanden gewesen sein. Von seinen Paladinen ist Einer besonders in unserem Register vertreten, der herrliche Alte, dessen selbstsam plumper Stiefel mit der Husarenquaste (Fig. 29) oft tagelang nicht aus dem Bügel kam: Hans Joachim von Bietzen. Figur 30 ist der letzte Rest des 18. Jahrhunderts, so weit von der Fußbekleidung die Rede ist. Frau von Pompadour trug solche Schuhe, während die Dubarri und die eleganten Damen des Hofes das zierliche Füßchen in Pantöffelchen, wie Fig. 31, steckten, was allerdings höchst reizend ausfab. Diese „Pantoufles“ waren halb

quistadoren mit Blute getränkt und die Colonisten des Schmutzes unermesslicher Wäldungen beraubt haben, so daß sie jetzt beinahe nackt und sonnenverbrannt im Kranze der schneebedeckten Vulkanen liegt. Die Diligencia fuhr an langen Zügen von Indianern vorüber, welche Ladungen von Früchten, Gemüse, Geflügel, Schildkröten, Fröschen und Fischeiern, wie immer auf dem Rücken tragend, zum Markte, zum Mercado del Volador, trarben. Wir fuhrten auf der Straße, welche nach San-Augustin de las Cuevas führt, und welche nur einmal im Jahre, aber dann auch von unabsehbaren Menschenschwärmen zu Fuß und zu Pferde, von Fuhrwerken aller Art belebt wird, zu Pfingsten nämlich, wenn die berühmten Fiestas de San-Augustin stattfinden. Aus dem unbedeutenden, aber überaus anmuthig gelegenen Städtchen führen breite Alleen zwischen Mais- und Gerstenseldern zum Fuße des Gebirges von Ajusco. So lange wir am See von Hachicomilco hinfuhren, wo am bebauten Ufer friedlich ein Dorf mit Kirche sich lagert, war die Scenerie reizend, aber dann ging es aufwärts über Lavaschlacken, dem grauen nackten Gestein entlang, wo nur hier und da eine Palmengruppe das Auge erfreute. Meine Gefährten sprachen von Politi, ich aber legte mich in die Kissen zurück und dachte, von der blauen Wolke unserer Cigarritos eingehüllt, an die Abendgesellschaft, die Tertulla, die ich Tages vorher besucht hatte. Ein Lied fiel mir ein, das eine Dame zur Guittarre gesungen, dann versetzten mich meine Gedanken nach der Alameda, den Champs-Élysées der Mexicaner, wo zwischen hundertjährigen Baumriesen, Rosenbosquets und einer Fülle farbenprächtiger Tropenblüthen reich mit Statuen geschmückte Fontainen plätscherten. Ich sah um mich das bunte Gewühl der Hauptstadt, Mönche mit wallenden weißen Gewändern und ungeheuern Hüten,

und hieben, stachen, schossen nieder, was uns zunächst war. Trotzdem blieb der Ausgang zweifelhaft, denn die Räuber erschienen in vierfacher Uebersahl. Aber um die Biegung des Weges, mit Peitschenknall und lautem Zuruf, raste ein zweiter Wagen mit tapferen Kameraden, welche gleich uns nach Cuernavaca wollten und nur an der Haltestelle, El Guarda, etwa eine halbe Stunde vor dem Kampfsplatz, gestoppt hatten. Waren die Räuber durch so wehrhafte Passagiere schon Anfangs übermüdet, so sank ihnen nun vollends der Muth; ihre Verwundeten aufnehmend wichen sie zum Waldsaume zurück und stoben dann fahnenbehebend in die Bäume, die steilen Höhen empor. An Verfolgung konnten wir nicht denken, von den Unsrigen war mit Ausnahme des armen Rutschers Niemand ernstlich verwundet, und so setzten wir denn, nach kurzem Austausch von Glückwünschen, Scherzen und Erläuterungen mit den Kameraden des zweiten Wagens, unsere Reise fort. Nach nicht allzulanger Fahrt senkte sich der Weg zum Thale von Cuernavaca, und wir blickten plötzlich in ein zauberisch schönes Gefilde, das sich an den düsteren Gebirgskamm lehnte, wie ein holdes Kind an eines finsternen Räubers Brust. Unser Auge, das Stunden lang nur Pinien und graues Gestein gesehen, erauichte nun hundertfältiger Wechsel jeglichen Grüns und ein Reichthum herrlichster Farben, und es umfoste uns balsamische Luft. Um uns und unter uns Orangen und Citronenbäume, Palmen und Platanen, prächtig blühende Yuccas und Bananen, von zahllosen, bunten Vögeln belebt, baumartige Heliotropen und Farren; dazwischen friebliche Weiler und reizende Haciendas, und weiterhin, in der Tiefe, Kaffee- und Zuckerrohrpflanzungen und stattliche Felser. Wir waren dem Tode entronnen und betraten demnach jetzt das Paradies. [1715]

Der Alte vom Teiche.

Von Schmidt-Weissenfels.

In den zwanziger Jahren war das Gehöly von Boulogne vor dem Thore von Paris nicht der elegante Park, der es heute geworden ist. Es war ein gewöhnlicher Wald, der mit denen von Neuilly, Passy und St. Germain zusammenhing, durch den eine Landstraße und etliche schlechte Wege führten.

Auf diesen Wegen sah man täglich, bei schlechtem wie gutem Wetter, einen alten schmächtigen Mann promeniren. Sein Haar war dünn und silbern, sein Auge geistvoll, sein Anzug dürftig — man konnte glauben, einem armen, aber intelligenten Dorfschulmeister begegnet zu sein. Und wenn im Sommer hier die Kinder spielten, dann riefen sie den Alten freundlich an, grüßten ihn, kamen zu ihm und gaben ihm die Hand. Den „Alten vom Teiche“ kannten in Wahrheit alle Kinder von Paris, er war einer der populärsten Männer der französischen Hauptstadt, ohne doch irgend einen Ruhm zu haben oder selbst nur einen Namen. Denn wie er hieß, was er war, das wußten schwerlich Etliche von denen, die, wenn sie ihn sahen, ihn als den „Alten vom Teiche“ begrüßten. Sie hatten ihn so genannt, weil er täglich im Boulogner Gehöly um einen Goldfischweich spazieren ging und weil dies eine jahrelange Gewohnheit des harmlosen Sonderlings war.

Aber dieser „Alte vom Teiche“ hatte einen Namen, der seiner Zeit gefiebt und geachtet an den Höfen und in den geistreichen Kreisen war; er hatte eine Geschichte, die wol interessant, wol reich, wol auch traurig war.

Am fünfzig Jahre zurück mußte man denken, um den Namen Michael Leuchsenring in dem Freundeskreise von Goethe, Jacobi und Nicolai zu entdecken. Er galt schon damals für einen merkwürdigen Menschen, und wer ihn kannte, rühmte sein Wissen, seine Gelehrsamkeit, seinen Geist und seine hinreißende Unterhaltungsgabe.

Im Jahre 1782 kam Leuchsenring, ein geborener Elssässer, an den Hof nach Berlin, um die Erziehung des jungen Thronfolgers zu leiten. Er wurde hier in kurzer Zeit der Löwe der geistreichen aristokratischen Kreise von Berlin und machte durch seine seltenen Talente, namentlich der Rede, bei Hofe wie bei den Gelehrten Furore.

Nach Beendigung der Erziehung des Prinzen begleitete Leuchsenring den Baron Laubes auf seinen Reisen, kehrte aber wieder nach Berlin zurück. Niemals war er zwar eine Hofmannsnatur gewesen, aber während seiner Reise war ein Ereigniß von welterschütternder Bedeutung eingetreten: die französische Revolution, welche ihn, den geborenen Elssässer, näher berührte und mächtiger ergriff, als die meisten seiner bisherigen Freunde. Er machte kein Hehl daraus, auf welcher Seite seine Sympathien seien, obwohl er sogar noch während des Winters von 1791 zu 1792 Vorlesungen über Philosophie bei Hofe gab. Aber schon hatte ihn der Minister im Verdacht, ein Anhänger der Revolution zu sein, und am 25. Mai 1792 rückte Seine Excellenz selbst vor das Hotel zum König von Portugal, wo Leuchsenring wohnte, um seine Papiere zu untersuchen und dem gefeierten Gelehrten den Auspass zu bringen. Der Kampf des geizigen Ministers mit dem genialen Leuchsenring war nicht der Rede werth, da der Letztere sich mit allen Forderungen der Regierung schließlich einverstanden erklärte; aber desto energischer verteidigte ihn eine junge Dame, die mit dem Minister zugleich vor das Hotel gefahren und in die Wohnung Leuchsenring's gedrungen war. Es war Fräulein von Bielefeld, die Gouvernante der Prinzessin Auguste von Preußen, welche den französischen Republikaner leidenschaftlich liebte und an dem Enthusiasmus seines Wesens sich entzündete. Sie proteſtirte gegen die Handlung des Ministers und dieser trieb seine Pflichterfüllung so weit, daß er, um Sieger in diesem Kampfe zu bleiben, Fräulein von Bielefeld wegführen ließ.

Die Folge dieses Ereignisses war, daß Leuchsenring zwar nach Paris ging, aber mit ihm zugleich Fräulein von Bielefeld, die dem Geliebten ihre Hand angeboten hatte. Die Revolution war eben daran, ihren Höhepunkt zu erreichen, und beide entzweielt Seelen stürzten sich mit Feuereifer in den gewaltigen Kampf der politischen Leidenschaften. Leuchsenring wurde bald nach seiner Ankunft in Paris Secretär des Convents, seine Gattin spielte ihre Rolle in den revolutionären Salons.

Dann erlosch plötzlich der strahlende Stern von Leuchsenring's Leben. Mit dem Ende der Revolution war sein Name verschollen, sein Andenken wie verweht. Man hörte nichts mehr von ihm, und erst nach Jahren drang die Kunde in die Kreise, die einst für ihn geschwärmt, daß diese reich begabte Natur sich mit der Energie ihrer Sonderlichkeit von der Welt und ihren Kämpfen zurückgezogen und einem geistigen Eremitenthum unterworfen habe. Einer der genialsten Männer, fähig alle Ehren der Wissenschaft auf sich zu häufen, vergrub seine Schätze und begnügte sich, Sprachunterricht zu ertheilen und inmitten des brausenden Pariser Lebens, welches ihn fort und fort an eine glänzende Vergangenheit mahnen mußte, ein armseliges Dasein einzufam zu fröhen. Denn auch die in so leidenschaftlicher Liebe geschlossene Ehe war wieder gelöst worden, nachdem die Ernüchterung der Empfindungen zu gegenseitigen Zerrwürfnissen geführt. Das ehemalige Fräulein von Bielefeld ging im Jahre 1825 in ein Kloster und als die Kinder den Alten nicht mehr im Boulogner Gehöly und am Goldfischweich sahen, da wußten sie, daß er gestorben sei. Im Jahre 1827 sahen sie ihn zuletzt einfam seine Wanderung machen — seitdem ruht er auf einem der Friedhöfe von Paris. [1679]

Von Schiffen, die untergegangen.

„Dann fallen mir all die Namen ein von Schiffen, die untergegangen...“

Wenn wir, als Gast in irgend einem Seebade, an einem heitern Morgen das Meer vor uns liegen sehen, wellenlos und leuchtend, des blauen Himmels Spiegel, jauchzen wir wohl: O wie schön ist die See! unsere Sehnsucht regt die Flügel und wir wünschen mit den Schiffen zu ziehen, die am Horizont vorübergleiten, zu fernen Palmeninseln und ewig grünen Küsten. Wenn aber Nachts uns der heulende Wind, das Rauschen der heranzubrausenden und das Donnern der fernem Bogen vom Riffen aufschreckt, und wir durch das Fenster auf die düstere, schäumende, ungeheure Wassermasse sehen, dann freuen wir uns des festen Bodens unter unseren Füßen und denken mit einem Seufzer der armen Reisenden auf schwimmendem Schiffe. Wohl, der Mensch machte sich das Meer für seine Zwecke dienstbar, aber diese Dienste muß er heute noch mit unzähligen Opfern erkaufen, und es wird oft das Wunderliche sich ereignen, daß der glänzende Zeuge unserer Oberherrschaft über das Meer, der unterseeische Telegraph, zwischen den beiden Welttheilen Nachrichten von wilden Draken und grauen Schiffsbrüchen vermitteln muß. Sturm

und Windstille, Wassermangel und Feuersnoth, Riffe und Raubschiffe — wer nennt all die Gefahren, die in jeder Wogenfurche lauern! und entsetzt — Schauerliches und Rührendes Romantisches und Erhabenes — ließe sich erzählen „von Schiffen, die untergegangen.“

Da war der Royal George, ein großes Kriegsschiff mit 110 Kanonen, das im Jahre 1782 unterging, nicht im Sturme, nicht durch Feuer, noch im Drange der Schlacht, sondern in ruhiger wellenloser See. Der „Royal George“ lag nämlich zur Ausbesserung eines Leckes in der englischen Rhee Spithead. Damit sich der wunde Theil über die Wasserfläche erhöhe, hatte man alle Kanonen auf eine Seite gebracht. An einem Augustmorgen begann man das Leck; als der größte Theil der Mannschaft, ungefähr 900 Menschen, eben beim Mittagmahle saß, erhob sich plötzlich ein Wind und legte das Schiff noch mehr auf die Seite; die See drang durch die offenen Luken, und das Schiff sank binnen 8 Minuten. Admiral Kempenfelt, der in seiner Kajüte weckte, ertrank, 216 Frauen und Kinder, welche Lebensmittel an Bord gebracht hatten, ertranken, kurz, von 1200 Menschen, die sich auf dem Fahrzeuge befanden, wurden nur 290 etwa durch Boote gerettet. Gleichzeitig ward ein Victualienboot durch den Wirbel, der um das sinkende Schiff entstand, verschlungen. Um die Schiffe in Spithead tauchten lange noch nach der Katastrophe die Leichen der Ertrunkenen auf.

Am 1. Februar 1805 segelte der „Graf von Abergavenny“, ein Ostindienfahrer, von Portsmouth ab. Schon in der ersten Nacht verlor er durch wirriges Wetter die Fregatte, welche ihn zur Bedeckung begleitete, außer Sicht und machte kehrt, um in der Rhee von Portland günstigere Zeit abzuwarten. Obwohl ein guter Loosie an Bord war, rannte das Schiff auf einen Felsen der sogenannten Portland-Bill, des südlichen Vorgebirges der Insel Portland. Anfangs machte man sich darüber wenig Sorgen, kein Boot ward ins Meer gelassen, keine Kanone abgefeuert, um das Küstenvolk zu benachrichtigen. Aber mit um so größerer Emsigkeit drang das Wasser in den Raum. Nun wurde zwar hart an den Pumpen gearbeitet, doch mit geringem Erfolge. Dann kam der Zimmermann aus dem Schiffsraume mit der Schreckensnachricht, daß das Fahrzeug ein Leck habe, das durch keine Kunst mehr gestopft werden könne. Nun begann das verzweute Schiff zu „sprechen“ und rief seine Angst aus zwanzig Kanonenschländen nach der Küste und über die See. Aber dem Kanonendonner antwortete, zum Sturme anschwellend, der Wind. Die Nacht brach an, verhüllte die See wie die Küste, und das Schiff begann sich zu neigen. Es war mit Gold beladen. Eine halbe Million Thaler an barem Golde und eine Ladung von kostbarem Porzellan und anderen Seltenheiten im Werthe von anderthalb Millionen Thalern bargen die nun schon überflutheten Räume. Aber was war alles Gold gegen das Leben von 160 Matrosen, 50 Passagieren, 30 Chinesen und 200 englischen Rekruten? Um 9 Uhr Abends trat die Krise ein. Der Kapitän, ein sanfter, sinniger Mensch, von seinen Freunden der Philosoph genannt, verkündigte den Passagieren den nahen Untergang. Nun brach die Verzweiflung los, die Matrosen begeherten zu trinken, um im Wahnsinn und Glück des Raufes zu sterben, aber die Offiziere stellten sich mit blanker Waffe vor den Zugang zu den Rumfässern. Um 11 Uhr erfolgte ein lauter Krach, und das Schiff sank. Achtzig bis neunzig Menschen kletterten an den Masten empor, wo sie später gerettet wurden. Von der Küste kam keine Hilfe trotz des Jammergeschreies, das die Sinkenden ausstießen. Erst um Mitternacht ankerte eine Schaluppe in der Nähe des Wracks und erlöste, die noch darauf waren, dreihundert Menschen aber waren ertrunken, und von der kostbaren Ladung wurden nur einige Briefschaften gerettet.

Am 24. August 1848 verließ der „Ocean Monarch“ mit dreißig Matrosen und 366 Auswanderern den Hafen von Liverpool. Um die Mittagsstunde kam der Dampfer einer Nacht in Sicht, und der Eigentümer der letzteren bewunderte das prachtvolle Schiff. Plötzlich macht es kehrt und steuert wieder gegen Liverpool. Gleich darauf hißt es die Nothflagge auf, und einen Augenblick später schlagen am Stern und Mittelschiff Flammen aus. Wind und Wellen hinderten die Nacht, an die Seite des brennenden Schiffes zu gelangen, aber sie ließ ein Boot ins Meer und rettete 32 Personen. So furchtbar war das Feuer, daß Alles, was auf dem Schiffe war, nach vorn sich drängte. Frauen mit ihren Kindern sprangen in die Flut, Männer folgten. Riesengroß wuchs die Flamme und trieb die heulende Menge vor sich her, Matrosen und Passagiere, ein dichter Schwarm, stürzten sich auf den Klüberbaum, um Wahnsinn der Verzweiflung selbst über einander kletternd. Andere rannnten zu den gefährlichsten Stellen, denn da war keine Ordnung mehr, kein Gehorham. Der Kapitän warf einen im Wasser Sparren zu und sprang sodann, von der heißen Lohne gezwungen, selber hinab. Er klammerte sich an einen schwimmenden Balken, als aber Andere nach demselben Halt griffen, überließ er ihnen denselben und schwamm nach einem andern. Ungefähr eine Stunde nach der Nacht kam auch ein brasilianischer Dampfer heran, mit dem Prinzen von Joinville, dem Herzog und der Herzogin von Anjou an Bord, und sandte seine Boote zur Rettung aus. Aber so dicht war die Schaar von Frauen und Männern im Wasser, daß die Boote nicht so nahe herankommen konnten, als nöthig gewesen wäre. Um das Schreckensmaß voll zu machen, stürzte der Vordermast mit entsetzlichem Getöse, stürzte mit brennenden Sparren auf den dichtesten auffammernenden Schwarm am Klüberbaum und riß den letzteren mit sich hinab und Alle, die sich darauf befanden. Inmitten der Lohne flatterte noch die Nothflagge, der Rumpf aber gleich einem ungeheuern Kessel mit loderndem prasselndem Inhalt. Die Pulverkammer explodirte. Es war der Todeschrei des Schiffes, denn während die letzten Garben knatternd emporsprühten, schlürfte die Flut es ein. 178 Menschen waren das Opfer. [1702]

Zwischen Zeit und Ewigkeit.

Die Geschichte von Charlotte Corday, dieser schönen, kühnen und tugendhaften normannischen Jungfrau, welche in schwärmerischem Patriotismus den Dolch in Marat's Busen stieß, um dann diese dunkle That mit Freudigkeit auf der Guillotine zu hüßen, ist von uns bereits in einem früheren Jahrgange des Bazar (1864 S. 313) ausführlich erzählt worden. Aber es ist eine von jenen Geschichten, die, reich an Problemen und Räthseln aller Art, niemals aufhören werden, das höchste Interesse in Anspruch zu nehmen; jeder folgende Geschichtsforscher wird sicher sein, für seine Erzählung, wenn sie nur Etwas beiträgt zur Aufklärung bisher verschleieter Punkte, dankbare und aufmerksame Leser zu finden. Das jüngste Werk über diesen Gegenstand, von Mr. Hüard („Memoiren der Charlotte Corday, gestützt auf authentische und unpublicirte Documente“, Paris, 1866) gibt höchst interessante Mittheilungen

über die letzten Augenblicke dieses Mädchens, deren Schulb allgemeine Sympathie mit ihrer Jugend und Reinheit längst gefügt hat.

Sie ging zum Tode mit der ruhigen Ueberzeugung, nicht der Verbrecherin, sondern der Heldin, welche eine Mission zu erfüllen hatte und sie erfüllt hat. Sie äußerte weder Furcht noch Zorn vor der Menge, welche sie während der langen Fahrt von zwei Stunden mit Drohungen und Schimpfreden überhäufte. Die kleine weiße Haut, welche sie sich im Gefängniß selbst gemacht, bedeckte die Spitze ihres kurzgeschorenen, kastanienbraunen Haares und über dem weißen Gewande trug sie den roten Mantel der Hochverräterin mit einer übernatürlichen Ruhe von welcher Viele, die sie sahen, in späteren Jahren noch mit Staunen und Bewunderung sprachen. „Sie hat uns ruhmirt“, sagte Vergniaud, der Führer der Gironde, „aber sie hat uns zu sterben gelehrt!“ Robespierre, Danton und Camille Desmoulins sahen sie von demselben Fenster aus vorüberziehen; sie blickten auf die Procession ohne Triumph herab. Sie hatten nicht leicht gehört, daß Charlotte Corday den Tag, an welchem sie sterben würde, „den ersten der neuen Friedens-Ära“ genannt habe, und sie mögen Vorahnungen von jenem Verkauf der Dinge gehabt haben, welcher den am längsten Lebenden von den Dreißig den Juli des folgenden Jahres nicht mehr überleben ließ. Sanson selbst, der Scharfrichter von Paris, war von der erbarmlichen Anmuth seines Schlachtopfers ergriffen. Als sie den Wunsch ausdrückte, ihre Handtücher anzubehalten, willigte er ein, fügte jedoch hinzu: „Es ist nicht nöthig; ich werde Ihre Handgelenke binden, ohne daß Sie nur den geringsten Schmerz davon haben sollen.“ Er sagte ihr, wie sie sich im Karren halten mußte, um die Stöße des harten Fahrzeugs zu vermeiden, und als sie, auf dem Revolutionsplatz angekommen, den Kopf wandte um die Guillotine zu sehen, da stellte er sich rasch zwischen sie und die furchtbare Maschine. Aber sie sagte in ihrer lieblichen, leisen und gefassten Stimme: „Lassen Sie mich nur darauf blicken, meine Neugierde ist natürlich; ich habe noch niemals eine gesehen.“

Heldenmüthig und ohne zu zucken ließ sie sich binden, legte sie den Kopf auf den Block; und in dem Augenblicke, wo das Messer herabsank, rief Adam Lux, ein Deutscher aus Mainz, von Bewunderung hingerissen: „Sie verdient eine Statue mit der Aufschrift: „Für Eine, die größer war als Brutus!“ Für diese Worte litt wenige Tage später Adam Lux selber den Tod auf der Guillotine.

Nachdem das Haupt Charlottens gefallen, nahm es einer der Hentersknechte auf, zeigte es dem Volke und gab ihm — entschuldigend genug! — eine Ohrfeige. Da soll, zwischen Zeit und Ewigkeit, die Wange der also Beschimpften noch einmal von einer tiefen Röthe des Zornes und der Scham gegläht haben und darauf eben so plötzlich wieder bleich geworden sein. So geht die Sage, auf welche Aerzte und Psychologen oftmals die Theorie gebaut haben, daß bei einer gewaltigen Todesart, wie Enthaupten, die Empfindung im menschlichen Körper nicht mit dem Tode zugleich aufhöre. Der deutsche Anatom Schimmering citirte zur Unterstützung dieser Theorie den obengenannten Fall als eine „allgemein bekannte Thatsache“, welche von vielen Leuten gesehen worden sei; und Dr. Sue theilte die Meinung seines deutschen Kollegen um so bereitwilliger, als — nach seinen Worten — die Wange eines geschnittenen Leichnams nicht roth werden kann, wenn sie geschlagen wird, und daß das Haupt Charlotte Corday's, als es emporgehalten wurde, nur auf einer Wange geschlagen wurde, daß aber beide Wangen vor Scham errötheten — ein vollständiger Beweis, sagt Dr. Sue, „daß nach dem Köpfen unzweifelhaft im Gehirn ein Rest von Urtheil und in den Nerven eine Empfindung bleibt.“

Durch Mr. Hüard's Buch ist die Aufmerksamkeit neuerdings wieder auf diesen Punkt gelenkt worden, der, wenn er sich bewahrheiten sollte, in einem so grellen Widerspruche mit der modernen Physiologie stehen würde. Zum Glück jedoch wird dieser so ganz unwissenschaftliche Theorie durch die Thatsachen selbst widerlegt. Die Hinrichtung Charlottens fand am 17. Juli 1793 statt; der erste Bericht darüber findet sich im Moniteur vom 20. Juli, und in diesem ist wieder von der Ohrfeige noch von dem Eröthen das Mindeste gesagt. Inzwischen aber scheint sich das Gerücht von beiden in Paris verbreitet zu haben, und unter dem 30. Juli schreibt das damals offizielle Blatt der Republik: „Auf dem Gange zum Schaffot war das Lächeln das einzige Zeichen, durch welches Charlotte Corday ihren Empfindungen Ausdruck gegeben hat. Auf dem Schauplatz der Hinrichtung angelangt, hatte ihr Gesicht noch die Frische und das Colorit einer Frau, die mit sich zufrieden ist; das tödtliche Messer trennte ihr Haupt vom Rumpfe. Ein Mann, Namens Legros, gab ihm, nachdem er es ergriffen, um es dem Volke zu zeigen, mehrere Ohrfeigen. Dieser Act der Feigheit machte das Volk murren und ist von dem Polizeitribunal bestraft worden.“

[1704]

J. R.

Ueber Sinneswahrnehmungen.

Daß die Natur dem Menschen für jeden der fünf Sinne ein besonderes, mit großer Kunst eingerichtetes Organ gegeben hat, weiß man; ganz wir aber mit ihnen arbeiten, wie wir mit ihrer Hilfe das ganze Universum, den unermeßlichen Himmel, wie die kleinsten Zellen des Pflanzen- oder Thierlebens in uns aufnehmen, darüber denken nur Wenige nach. Die Sinnesorgane selbst liefern uns nicht die Anschauung und Vorstellung alles dessen, was außer uns ist; sie geben gleichsam nur die Rohmaterialien her, die erst von einem geschickten Maschinenmeister verarbeitet werden müssen. Dieser Maschinenmeister aber ist kein anderer, als der Mensch selbst. Um dessen bewußt zu werden, bedarf es nur der Ueberlegung, wie ein Sinnesindruck zu Stande kommt. Nehmen wir den Gesichtssinn; was geschieht, wenn unser Auge z. B. ein Haus betrachtet? es entsteht auf der hinteren Wand des Auges, der sogenannten Netzhaut, welche eine Ausbreitung des zum Gehirn führenden Gesichtsnerven ist, ein kleines verkehrtes Bild des Hauses. Wir sehen aber nicht dieses kleine verkehrte Bild in unserem Auge, sondern das aufrecht stehende Haus in seiner natürlichen Größe, sehen ferner, daß es sich außer uns und in einer bestimmten Entfernung befindet. Wir „sehen“ daher etwas ganz anderes, als was das Auge uns eigentlich geliefert hat. Wie geschieht dies? Die unmittelbare Empfindung des Auges verwandelt wir sofort in Anschauungen der Außenwelt; und da wir hierin durch die fortgesetzte Übung eine große Fertigkeit erlangen, nehmen wir die unmittelbaren Eindrücke der Außenwelt auf unsere Sinnesorgane gar nicht mehr wahr, sondern vertauschen sie sofort mit dem, was nach unserm Urtheile die Ursache der Empfindung ist. Wir sehen die Dinge in ihrer richtigen Lage, Körperlichkeit, Größe, Entfernung u. s. w., weil wir dies durch die Erfahrung und Vergleiche mit anderen Sinnesindrücken ge-

kennt haben. Ebenso verhält es sich mit den übrigen Sinnen. Aus dem Gesagten aber geht zugleich hervor, daß bei Bildung einer Sinneswahrnehmung die Empfindung das einzig Antrüglische ist, Vorstellung und Anschauung aber als Denkprozesse der Möglichkeit der Trugschlüsse und somit der Täuschungen unterworfen sind. Zunächst entsteht ein große Menge von falschen Vorstellungen, wenn unsere Sinnesorgane auf andere Weise als die gewöhnliche afficirt werden. Jeder Druck, Stoß oder Schlag auf das Auge reizt die Netzhaut und wir glauben außer uns ein Licht zu sehen, während doch ein leuchtender Gegenstand nicht da ist. Auch kann sich ereignen, daß wir die wirkliche Empfindung in der Vorstellung mit einer andern verwechseln. So hält man allgemein dafür, daß das Ammoniak (Salmiakgeist, Kaiserbauptwasser) einen scharfen durchdringenden „Geruch“ besitze, und man wird sich sehr wundern, zu erfahren, daß dasselbe vielleicht gar keinen Geruch besitzt. Was wir riechen, ist nur eine vielleicht gar feinen Geruch. Der scharfe Dampf des Ammoniaks greift die Nasenschleimhaut an und das dadurch entstehende prickelnde Gefühl kommt uns als Geruch vor. Wir fühlen den Ammoniakdampf, aber riechen ihn nicht. — Von größerer Bedeutung werden diese Sinneswahrnehmungen, wenn die Nerven, welche von den Sinnesorganen die Sinnesindrücke auf geheimnißvolle Weise dem Gehirn zuführen, durch die mit Krankheiten verbundenen organischen Veränderungen gereizt werden. So erzeugen Entzündungen des Sehnerven: Funkensehen, Entzündungen gewisser Nerven des Antlitzes schmerzliches Brennen und Zucken auf der Wange, den sogenannten Gesichtsschmerz u. s. w. Nicht minder unrichtig sind oft unsere Urtheile über Farbe, Größe, Helligkeit, Zahl, Bewegung, Entfernung u. s. w. der Gegenstände. Wenn wir einen lebhaft rothen Gegenstand auf einem weißen Papierbogen längere Zeit mit unverwandten Augen betrachten, so sehen wir, wenn der Gegenstand plötzlich hinweggenommen wird, denselben noch auf derselben Stelle und zwar von grüner Farbe. Ein weißes Feld auf schwarzem Grunde erscheint uns größer, als dasselbe schwarz auf weißem Grunde. Wenn ist endlich nicht die Täuschung bekannt, der wir unterliegen, wenn es uns bei der Fahrt im Eisenbahnwagen vorkommt, daß wir ruhig sitzen und die ganze Gegend an uns vorüberfließt, ebenso wie sich die Sonne um die Erde zu drehen scheint, während wir uns doch um die Sonne drehen. Außer dieser Zahl von Sinneswahrnehmungen, bei denen wir uns gleichsam leidend verhalten und die falschen Denkungsprozesse ohne klares Bewußtsein von uns ausgeführt werden, gibt es aber noch eine Reihe von Sinneswahrnehmungen, die im Menschen- und Völkerverleben eine große Rolle spielen, bei denen wir selbst, durch ein üppig sich entfaltendes inneres Nervenleben angeregt, thätig und schaffend auftreten. Hierher gehört zunächst die Erscheinung des Traumes, welche wol darauf beruht, daß lebhaft eingezeichnete eine Zeit lang Eigenthum der Nerven bleiben und — wenn sie auch im gewöhnlichen Leben in uns schlummern — wieder erwachen, wenn wie im Schlafe die äußeren Eindrücke ruhen. Dann kommen die alten Silber eins nach dem andern wieder hervor, und indem wir die unzusammenhängenden Eindrücke durch lebhaft Phantasie sofort in einen geordneten Zusammenhang zu bringen verstehen, entsteht der Traum. Daher träumen wir nur Durchlebtes, nicht Zukünftiges. Aber auch im wachen Zustande finden sich ähnliche Erscheinungen, besonders wenn sie vorbereitet werden durch ein-

seitige Gedankenrichtung oder besondere Aufregung des Geistes. In diesem Zustande dann begegnet es uns, daß wir unvollständige Sinneswahrnehmungen aus unserer Phantasie vervollständigen, und das reizende Gemälde des Don Quixote, der unbedeutlich gefebene Windmühlen für Riesen, eine in Staub eingehüllte Heerde Schafe für ein mächtiges dahinziehendes Kriegsheer erachtet, enthält nach dieser Richtung hin eine große psychologische Wahrheit. Der Mergelische, der in der Nacht und Waldeinsamkeit in jedem Baumstumpfe einen Räuber sieht, der schmerzvoll Erregte, der theure Verstorbene in ihrer leibhaftigen Gestalt gesehen zu haben schwört, sind Beispiele, deren es im gewöhnlichen Leben unzählige gibt. Ein Schritt weiter aus dem bewußten und ruhigen Verkehre des Nervenlebens mit der Außenwelt führt in die ekstatischen Zustände, in denen die Phantasie die Außenwelt sich selbst neu schafft und bildet. In solchem Zustande sah sich die Hede der früheren Jahrhunderte auf den Bloßberg veretzt und wählte mit dem Teufel zu tanzen. Die damaligen Menschen wußten keine Erklärung dafür und verbrannten die Unglückliche; wir aber kennen den Zusammenhang in diesen Erscheinungen, und da wir wissen, daß die Keime zu gefährlicher Saat in uns Allen schlummern, freuen wir uns um so mehr des ordnenden Verstandes, der, eine harmonische Wechselwirkung zwischen der Phantasie und den Sinnesnerven überwachend, das Wirkliche, wie das Schöne dem Menschen erobert. [1695]

Albumblatt.

(Einem jungen Mädchen.)

Wie die Blume sollst du sein,
Früh und frohlich, hell und rein!
Wie sie wurzelt in der Erde
Sei du eigen deinem Herde;
Aber wie ihr süßer Duft
Steigt empor zur Himmelsluft:
So soll deines Herzens Leben
Auch zum Himmel aufwärts streben!

[1699]

Amélie Godin.

Die Mode.

Eine der wichtigsten Toilettenfragen für die nächste Saison, die Mäntel, hat die letzte technische Nummer des Bazar erledigt, wir fügen nur noch hinzu, daß allem Anschein nach der Sackpaletot am meisten bevorzugt und vielfach aus schwarzem Kaschmir oder Persan mit Watting getragen werden wird. Die verschiedenen Pepsformen mit weiten geschlitzten Ärmeln dürften mehr vereinzelte Erscheinungen bleiben.

Immer höhere Gunst gewinnt das Schwarz und namentlich in matten Ton ohne jeglichen Glanz. Letzteren ersetzen die Perlen, die man immer noch in reichster Fülle (soms) darauf anzubringen liebt. Man sprach sogar davon, in gleicher Weise wie

Zäckchen und Paletots auch Kleider mit Perlen übersät in Aufnahme zu bringen, doch dürfte sich kaum eine Trägerin für diese Perlenlast finden; man begnügt sich also: Paletot und Robe mit perlenbesetzten Bandes auszustatten. Auch Soutacheverschmürungen, darunter das bekannte Muster à la vermicelle, sind neuerdings sehr beliebt, desgleichen Federn und Franzen garnituren. Erstere bilden augenscheinlich den Uebergang zu den schwereren Pelzbesätzen der nächsten Saison, mit letzteren schmückt man häufig auch den unteren Rand der Roben (natürlich nur der kurzen, die durch einen längeren Zipon vervollständigt werden). Solche Franze darf indessen nur schmal sein, oft sieht man sie in lebhafter, mit dem Stoff kontrastirender Farbe, das heißt, nur die Franze, die Borte derselben — gewöhnlich in Bassementerie — muß mit jenem in der Farbe übereinstimmen.

Daß die kurzen Kleider die Reise- und Badesaison überleben und auch im Winter getragen werden, ist fast mit Gewißheit anzunehmen. Doch — ich kann nicht umhin, meine Leserinnen wiederholt darauf aufmerksam zu machen — nicht für Jedermann und nicht für jede Gelegenheit paßt ein kurzes Kleid. Der Würde des Alters, der Noblesse und Eleganz des Salons wird es kaum entsprechen. Am Vortheilhaftesten kleidet es junge Mädchen jenes Alters, in welchem das Wachstum so oft einem hübschen Kleide zuvorkommt, wo man zu selbständig denkt, um noch das kurze Kleid der Kindheit tragen zu mögen und doch die lange Robe noch nicht zugestanden erhält. Hier wird das kurze Kleid durch einen längeren Zipon trefflich ausgeglichen, der — am unteren Rande mit einem Volant oder glatten Streifen vom Stoff des Kleides oder auch von anderem Stoff in harmonischer Farbe besetzt — im Uebrigen von einfachem Pefal sein kann. Oft auch bringt man eine solche Verlängerung in Form eines Volants unmittelbar am unteren Rande des Kleides an. Für kleinere Mädchen wird dieser Volant zu einem schwarzen oder einfarbigen Kleide in schottischen Farben gewählt.

Eine besondere Vorliebe scheint man dafür zu haben, Roben, Zäckchen und Paletots mit Ärmeln in abstechender Farbe oder von anderem Stoffe zu versehen, z. B. eine Keitrobe von blauem Foulard mit Ärmeln von weichem Kaschmir, einen schwarzen Sammetpaletot mit solchen von schwarzem Taffet. Ferner ist als Novität erwähnenswerth, daß man Keitroben mit einer kleinen runden Pelervine, welche bis auf die Schultern reicht, anstatt, was besonders schlanken Figuren äußerst klebsam ist.

Eine Menge neuer Stoffe in Wolle und Seide zu Winterroben hält das Gerson'sche Modenmagazin zur Auswahl bereit; neben den Streifen sind die melirten und jaspirtten Muster vorherrschend. Als besonders hübsch und zugleich preiswürdig erschien mir: der Highland Mixture, ein glatter, einfarbiger Wollentoff mit starkem Faden, $\frac{3}{4}$ breit à 1 Thlr. 15 Sgr. pro Elle; der Aberdeen Winsey, ähnlich dem bekannten toile de laine, gestreift in allen Farben, $\frac{5}{8}$ Elle breit à 1 Thlr., der Aberdeen Twist, ein starrer, etwas starrer Stoff mit jaspirtten Streifen, als Ersatz des nicht mehr ganz modischen Knickerbocker empfehlenswerth, Breite und Preis wie beim vorigen. Der Kutle Cloth, einfarbig, auf beiden Seiten geföhert. Ein sehr schöner und gebiegener Seidenstoff ist der Velours à bataille in verschiedenen leuchtenden Farben mit ganz kleinen weißen Täpfchen. [1713]

Veronika v. G.



Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Kurze Robe von stahlgrauem poulte de soie über einem Jupon von kaltsblauen Kaschmir. Die Garnitur der Robe ist von poulte de soie und stimmt der Farbe nach mit dem Jupon überein. Letzterer ist mit schwarzer Coutache à la vermicelle bezetzt. Leicht wattirter Paletot vom Stoffe der Robe mit blauem poulte de soie und entsprechenden Seidenquasten verziert. Hüftchen von blauem Reys, an der Seite mit einer weißen Robe garnirt, Bindebänder von blauem Taffet.

Figur 2. Robe und leicht wattirter Paletot von braunem Linsey rayé. Beide mit schwarzem Taffet garnirt. Hüftchen von schwarzem Sammet mit rosa Bindebändern; letztere sind unterhalb des Chignons mittelst einer Rose geschlossen.

Figur 3. Jupon von weichenblauen Taffet mit starker Seidencorde begrenzt. Robe von grauer Popeline, am unteren Rande in Bogen ausgeschnitten, die Bogen mit Schrägstreifen von grauem Taffet eingefasst. Weichenblaue Knöpfe und Taffetrossetten von gleicher Farbe vervollständigen die Garnitur, welche sich auf Taille und Ärmeln wiederholt. [14,736] T.

Homonymie.

Ich war schon in der Jugend Zeiten Gleich einem silberhaar'gen Greis; Und willst du mich auch anders deuten, Du raubst mir nicht mein reines Weiß. Ich breite, als der zar'fe Schleier, Mich langsam aber sicher aus, Und trage von des Kampfes Feier, Gar oft des Sieges Preis nach Hans. [1705]

Auflösung der Charade Seite 344. „Vielleicht.“

Auflösung der Schachaufgabe Nr. VI, Seite 344.

Table with 2 columns: Weiß, Schwarz. Moves listed: 1. Ka1-a2, 2. Td1-a1, 3. Sc3-b1, 4. Sb1-d2+ und matt.

Correspondenz.

Eine treue Abonnentin; Hr. S. A. W. in L.; Hr. G. W. in G.; Hr. C. F. P. a. d. W.; Hr. M. C. A. v. W. in O.; Hr. v. B. in Dr.; Hr. W. S. in Sch.; Hr. S. S. Wir haben Ihre Wünsche notirt, und hoffen jeden derselben zu gelegener Zeit und nach Möglichkeit zu erfüllen. Hr. A. N. in G. Die neuerfundene Glauchauer blaue Universal-Garnir-Finte der Fabrik chem. Produkte von Lachmann und Breuninger in Glaucha soll nicht allein eine gute Schreibinte, sondern auch eine unschädliche und billige Wäschebläue sein. Eine sechzehnjährige Abonnentin in B. Die Weite der Keilrobe hängt

Rösselsprung-Aufgabe.

Chess puzzle grid with pieces and moves. Includes text: auch Wind o schein und ist bert falsch. Gins nen dent von Freund aus Macht Sie. ber danunt stoß hier: sten Gold! Beim lin und sie haßt welsch. fällt nur sel Nur Son be Grund an recht, D, ist des. ver sind Es hell Wir er Wann schlecht! ver hold? ein du. glänzt es Welt ein baut! im kauft muth lä ja Dul Sie. auf Theil ge ein! ne traut, ver Welt ders Nr chelnd war. Haus Wol Sand Der recht, wer uns das spricht! sie Schmerz? der. von hat er gef ver flammt ihr nur die wer Wann An. hat sein ihr! der Welt, das dei Das Glück ge je Nein. ver Gunk ent Herz Die hat sie ist. zorn D treu ne r Lieb Arg sicht, hat.

von der Länge der Schleppe ab; die untere Weite beträgt 7-9, die obere 3-4 Ellen. Hr. G. v. D. Eine Handschuhpresse gaben wir auf Seite 319 des Bazar. Einen anderen geeigneten Gegenstand werden Sie ohne Zweifel in einer unserer nächsten Nummern finden. Die Namensschiffe würde zu Wenigen verwendbar sein. Hr. A. B. G. in Ungarn. Sammet läßt sich sehr gut färben; wenden Sie sich an die Kunstfärberei von Spindler in Berlin. Mit einem Wattenfutter versehen, eignet sich der genannte Stoff vortreflich zum Winterpaletot. Moderne Mäntelformen bringt eine unserer nächsten Nummern. Der Preis der erwähnten Garnitur hängt selbstverständlich von der Gattung des Felzwerks ab. Hr. A. B. in B. Keil robe Paletot eignen sich keineswegs zur Haus-toilette; wählen Sie statt dessen die jetzt so beliebte Keilrobe. Hr. F. P. Wir können Ihnen nur raten, sich betreffs Ihrer Wünsche direkt an eine Pariser Firma zu wenden. Hr. L. N. in M. Ein Bern. Bei Durchsicht der letzten technischen Nummer werden Sie sich überzeugen haben, daß die Wollenartikel keineswegs gegen Neujahe, sondern schon im Oktober gebracht werden. Den zweiten Wunsch müssen wir Sie bitten, etwas genauer zu definieren, da wir nicht recht sicher sind, was Sie unter den „Filet“ verstehen. Hr. A. F. in Wien. Sollte nicht eines der seit Kurzem in unserer Zeitung erschienenen Muster Ihren Wünschen entsprechen? Eine langjährige Abonnentin in St. W. Auf Seite 74 und 75 des Bazar dieses Jahres finden Sie ein passendes Kinderhemden. Wir raten Ihnen, ein weißes Waccaffeid für diesen Tag zu wählen. Mehrere langjährige Abonnentinnen aus A. Die beliebtesten Felzarten sind

Jobel, Herz und Chinchilla. — Den Schnitt einer modernen Crinoline werden wir in einer der nächsten Nummern bringen. Die genannte Gattung Kleiderform wird auch während des Winters zahlreiche Freundinnen finden. Für den gegebenen Zweck sind Felzhühnerfedern ganz in der Weise der Gänsefedern zu behandeln. Hr. S. v. C. in F. bei K. Ein solcher Kragen befindet sich auf Seite 170 im Bazar 1866. — Soll der Leuchter oder die Kerze selbst geschmückt werden? Es ist uns aus Ihrem Briefe nicht klar geworden, und erwarten wir desfalls nähere Angaben. Hr. Gretchen v. K. Würde die erwähnte Feiertagsfeier erst in der zweiten Hälfte des November stattfinden, so raten wir Ihnen, welche Mullkleider mit blauer Taffetgarnitur anfertigen zu lassen nach dem Schritte (Schloß Pappos und entsprechende ausgeschnittene Taille), welcher bis dahin im Bazar erschienen sein wird. Anderen Falles empfehlen wir Ihnen weiße Mullkleider mit Garnitur von Tüllpußen und lichtblauen Taffetbänder.

In Sachen des Vereins zur Beförderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts.

Hr. B. S. in N. Sie erhalten von dem Vereinsvorstand einen Rechenschaftsbericht. — Hr. Val. N. in N. Sie scheinen sich in einem Irrthum im Betreff der Zwecke des Vereins zu befinden. Der Jupon vom Vorstande überandte Rechenschaftsbericht wird Sie darüber aufklären. — Hr. F. A. in W. Den Jahresbetrag senden Sie an Herrn Bankdirektor Zoergel, Berlin, Behrenstr. 56, den Schatzmeister des Vereins; die erwünschte Auskunft ertheilt Ihnen die Vorsteherin des Arbeitsnachweisbureaus, Frau Betty Lehmann, Berlin, Kochstr. 46. — Hr. Ern. Sch. in Prag wird um Angabe der Adresse ersucht, um ihr die Mitgliedsfacte übergeben zu können.

Kritische Correspondenz.

Hr. M. S. in D. „Ihr „Tag aus dem Leben einer Gouvernante“ macht allerdings, wie Sie dies besonders betonen, den Eindruck des wirklich Erlebten; aber da die Ergebnisse, welche er schildert, im Allgemeinen weder neu noch interessant sind, so müssen Sie sich schon gefallen lassen, daß wir ihn, mit aller Hochachtung vor der geistigen Verfasserin, zurücklegen. Dasselbe gilt von dem beigefügten Logogramm. — Hr. Anna S. in Wien. Wir wollen sehen, was wir für die Erfüllung Ihres Wunsches zu thun im Stande sind; einwilligen haben wir Notiz von Ihrer Adresse genommen. — Hr. L. A. S. in Kr. (Siebenbürgen). Das eberne Gewicht des Namens, an welchen Sie Ihre an sich ganz hübsche Geschichte anknüpfen, dünnt uns, für den Augenblick wenigstens, noch jede derartige Mittheilung zu verheilen. — Hr. Jos. v. C. in Prag. Die „Sinnprüche“ werden von Ihnen mit Recht als ein theures Vermächtniß der Heimgegangenen betrachtet; auch haben sie mit Vergnügen gelesen, obwohl wir zu dem Abdruck derselben nicht raten möchten, da der eigentliche, wir möchten sagen „melancholische“ Redenartiger Melanien für die entfernter Lebenden doch durchaus verloren gehen muß. — Hr. A. S. in Köln. Ihr neueres Gedicht bestätigt unsere gute Meinung von Ihrem Talent, welche wir schon früher ausgesprochen; wir danken Ihnen für die Uebersendung und glauben, trotz aller Hindernisse, Sie zu ferneren Versuchen ermuntern zu sollen. — V. N. S. in Wl. Es ist ein schöner Gedanke, der Ihrem Gedichte zu Grunde liegt. — G. Ehr. Wir freuen uns, namentlich in Ihrem längeren Gedichte einen löblichen Fortschritt constatiren zu können. — Hr. W. B. in A. (Baden). Ihr Vorschlag ist gut; aber Sie wissen, wie schwer es zuwetlen ist, mit neuen Vorschlägen — selbst wenn sie nur eine neue Sorte von Knöpfen betreffen — gegen veraltete Vorurtheile, wie Nadel und Zwirn, durchzudringen. — Glise. Die Naturüberlegung ist hübsch, aber das eigentliche Thema Ihrer Betrachtungen auch nicht einmal so viel als oberflächlich behandelt. — Inconnue bittet „um strenge Beurtheilung der eingesandten Poesien, um für immer von dichterischen Versuchen zurückgeschreckt zu werden.“ Betrachten Sie dies als geschehen! — Das „Sommerfest“ einer Abonnentin in Hamburg ist hübsch und sinnig, wir haben es mit Vergnügen gelesen. — S. W. Stettin. Von Ihren verschiedenen Einsendungen haben uns die Strophen über „das Glück“ am Meisten zugesagt. — Hr. C. Kr. in Stl., N. Dr. in Hbg., M. W. in Ksgsb., unbrauchbar. — Hr. L. K. in Prag. Die „heillegenden Früchte“ Ihrer Muse sind so wenig nach unserem Geschmack gewesen, daß wir Sie bitten, sich die Mühe fernerer Zusendungen ja ersparen zu wollen. — N. N. in Erfurt. In Ihrem Gedicht ist Schwung und Kraft, Stimmung und Colorit; schade, daß der „Bazar“ so wenig Raum für poetische Gaben hat. — Nützliche Lösungen von Hr. S. L. in Gl., M. W. in M. (Trebunig), Bertha L. in Köln, Therese K. in Traiskirchen.

Abgelehnte Manuscripte werden nicht zurückgeschickt.

Preis-Ausschreiben.

Die Redaction des Bazar hat sich entschlossen, ein Preis-Ausschreiben für weibliche Handarbeiten zu erlassen. Die Vermuthungen, welche durch ähnliche Unternehmungen geweckt zu werden pflegen, oft genug begründete Vermuthungen, daß man einerseits durch die Ausbietung von Preisen die Theilnahme des Publikums, welche dem Blatte zu schwinden droht, wieder anzufachen, andererseits mit den Resultaten der Concurrenz die Spalten der Zeitung, denen es an Stoff zu fehlen beginnt, wachsender Lebenskraft und unerschöpflichen Reichthums gab, welcher in einer Viertel Million Exemplaren in alle Welt gethet und aus aller Welt das Beste zur Auswahl empfängt. Unsere Beweggründe zur Ausschreibung einer derartigen Concurrenz sind vielmehr dieselben uneigennütigen und idealen, die uns bestimmten, das Organ des „Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts“ zu sein und für die Verbreitung seiner Ideen nach Kräften zu wirken. Es genügt uns nicht, nur im praktischen Sinne einer technischen Frauenzeitung thätig zu sein, wir wollen auch den sittlichen Werth, welcher der Frauenarbeit wie jeder Arbeit innewohnt, pflegen und fördern! Und wenn der Bazar sich das Verdienst zuschreiben darf, viele Tausende von Frauen sowohl angeregt als belehrt zu haben selbstthätig zu sein, und in dem Vergänglichsten, scheinbar Willkürlichsten, in der Mode, das Maßvolle, Gefällige und Zweckmäßige zu wahren, so will er auch jetzt nicht so sehr „die Arbeiten“, als vielmehr die Arbeit, den Fleiß, Geschmack und praktischen Sinn der Frauen krönen.

In diesem Sinne aber erscheinen uns die üblichen Prämien, welche bei ähnlichen Concurrenzen ausgesetzt wurden, Prämien von 100, 50 und 25 Thalern, weder der Verbreitung des Bazar, noch der Bedeutung des Unternehmens angemessen und wir bestimmen daher

- für die beste, uns eingesandte Handarbeit einen Preis von 500 Thalern Preuß. Courant (875 Gulden rh.), die zweitbeste einen Preis von 300 Thalern Preuß. Courant (525 Gulden rh.), die drittbeste einen Preis von 200 Thalern Preuß. Courant (350 Gulden rh.), ferner, für die fünf nächstbesten Arbeiten Preise von je 100, 50, 25, 15 und 10 Thalern Preuß. Courant.

Nicht etwa für außergewöhnliche Kunstwerke, nicht für Arbeiten, welche einen Aufwand von Apparaten und Kosten verlangen, bieten wir diese Prämien, sondern für solche und besonders solche, welche eine wahre Bereicherung des Gebiets weiblicher Handarbeiten, d. h. von praktischem Werthe sind, mag ihre Herstellung noch so einfach, ihr Name uns unter den Bedürfnissen des Alltagslebens noch so gekläufig sein. Unser Lohn dagegen ist eine allseitige Betheiligung, ein gemeinnütziger Erfolg unserer gemeinnütigen Absicht.

Und demnach fordern wir alle unsere Abonnentinnen, fordern die gesammte Frauenwelt auf, an dieser Concurrenz selbstthätig theilzunehmen: denn je zahlreicher die Einsendungen, je größer die Auswahl, desto ehrender die Arbeit, desto ruhmvoller der Sieg!

Die Bedingungen, welche wir zu stellen haben würden, sind folgende:

1. Die einzusendenden Arbeiten müssen dem Fache der Strick-, Häkel-, Filet-, Knöpf- oder Fribolitätenarbeit, der Weiß- oder Buntstickerei (Application, Relief- und Plattstickerei) angehören, keine Näh- oder Phantasierarbeiten sein, mit Ausnahme solcher, deren Anfertigung außergewöhnliche Hilfsmittel verlangt und dem Laien unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen. Auch Gegenstände der Toilette, sofern sie nicht der Mode unterworfen sind, werden nicht nur nicht ausgeschlossen, vielmehr eine besondere Beachtung finden, wenn sie sich durch praktische Vorzüge auszeichnen.
2. Die Wahl innerhalb der genannten Gattungen bleibt den Bewerberinnen frei, doch muß die Arbeit Neues bieten und darf weder durch Zeitungen, noch durch den Handel zur Oeffentlichkeit gedrungen sein, auch darf vor Beendigung der Concurrenz, resp. vor unserem Rechenschaftsberichte über das Ergebnis, eine Copie der Arbeit nicht anderweitig verwerthet werden.
3. Die Arbeit muß irgend einem Zwecke entsprechen, praktisch verwendbar, sauber und correct ausgeführt sein und ein fertiges Ganzes bilden. Die Einsenderinnen unvollendeter Arbeiten oder Dessins müssen gewärtig sein, von der Preisconcurrenz ganz ausgeschlossen zu werden, jedenfalls können sie auch im günstigsten Falle nur einen der niederen Preise erhalten.
4. Die Anfertigung, resp. Nachfertigung des Gegenstandes darf weder zu complicirte Vorrichtungen, noch zu kostbares Material erfordern, sowol dieses, wie jene müssen in den Geschäften auch kleinerer Orte zu beschaffen sein.
5. Die Arbeit ist bis zum 1. April 1867 an die Redaction des Bazar, Berlin, Unter den Linden 23, einzusenden. Der Name und Wohnort der Absenderin, die notwendigen, dieses muß in einem veriegelten Couvert der Sendung beigefügt werden.
6. Aus dem §. 2 ergibt sich als selbstverständlich, daß die Bewerberin mit der uns einzusendenden Arbeit bei keiner ähnlichen, bereits stattgehabten Concurrenz sich betheiligt haben darf, mag sie bei derselben prämiirt worden sein oder nicht. Aber die Arbeit darf auch nicht — und wir müssen dies als eine Hauptbedingung betonen! — in einem zweiten Exemplar bei irgend einer von anderer Seite etwa ausgeschriebenen, in demselben Jahre mit der unsrigen stattfindenden Concurrenz für weibliche Handarbeiten eingereicht werden.
7. Die Entscheidung und Prämienaustheilung, überhaupt der Rechenschaftsbericht, erfolgt am 1. Juni 1867. Die Namen der Schiedsrichterinnen werden wir in einer der nächsten Nummern des Bazar veröffentlichen. Die Prämien sind die oben angeführten, nämlich für die beste uns eingesandte Handarbeit eine Prämie von 500 Thalern, für die zweitbeste eine Prämie von 300 Thalern, für die drittbeste eine Prämie von 200 Thalern, für die fünf nächstbesten Arbeiten Prämien von je 100, 50, 25, 15 und 10 Thalern. Außerdem aber werden die prämiirten Arbeiten auch noch zu dem angemessenen Kaufpreise von uns als Eigenthum erworben. Gleichzeitig behalten wir uns das Recht vor, auch die nicht prämiirten Arbeiten, falls sie unseren Forderungen entsprechen, anzukaufen, und bitten zu diesem Behuf bei Einsendung der Gegenstände den Preis derselben zu vermerken.

Berlin, 15. November 1866.

Die Redaction des Bazar.